

REZENSIONEN

JGO 67, 2019/3, 504–507

Carsten Goehrke

Lebenswelten Sibiriens. Aus Natur und Geschichte des Jenissei-Stromlandes

Zürich: Chronos, 2016. 684 S., zahlr. Abb. u. Ktn., 12 Tab. ISBN: 978-3-0340-1348-2.

Als Rezensentin kann ich mich glücklich schätzen: Ich lebe in Sibirien, am Jenissei, und die Redaktion des JGO bot mir an, ein Buch zu besprechen, dass nicht nur das Werk eines renommierten Historikers der osteuropäischen Geschichte ist, sondern auch eines Experten auf dem Gebiet der Geographie, der Naturgeschichte und allgemein der Geschichte Sibiriens und des Jenissei-Stromlandes. Bislang gibt es eine solch umfangreiche Arbeit über die Geschichte und Natur der Jenissei-Region nicht einmal in russischer Sprache, umso wichtiger war es mir, mich mit dem Buch von Carsten Goehrke vertraut zu machen. Sein „Blick von außen“ erwies sich als sehr aufschlussreich, interessant und teilweise sogar ungewöhnlich für die heutige russische Historiographie.

Zuweilen bezeichnet man das Jenissei-Stromland als das Zentrum Sibiriens. Dem Autor ist also durchaus zuzustimmen, wenn er schreibt, dass diese Region als repräsentativ für das Verständnis des Phänomens „Subkontinent Sibirien“ gilt.

Im Zentrum der Untersuchung steht ein Fluss – der Jenissei („Natur und Geschichte eines Stromes – des Jenissei, genauer gesagt seines Stromlandes – des Jenisseibeckens“; S. 17). Das ist für die russische Historiographie ein origineller Forschungsansatz. Der Fluss stellt das zentrale Bindeglied dar, welches Geschichte und Geographie eines ganzen Raumes miteinander verknüpft – und zwar eines riesigen Raumes.

Die verhältnismäßig neuen Begrifflichkeiten der „Lebenswelten“ und „Lebensräume“ ermöglichen es Goehrke, auf die historische Geographie zu fokussieren, die wichtigsten Ereignisse in der Geschichte der Jenissei-Region herauszuarbeiten, die Geschichte und Gegenwart der ethnosozialen Bevölkerungsgruppen vorzustellen sowie die Entwicklung der historischen Landschaft und die Etappen der Erschließung des Raums zu beleuchten.

Goehrkes Buch besteht aus drei Hauptkapiteln, die jeweils sachlich-chronologisch aufgebaut sind. Zunächst charakterisiert er im Kapitel „Der Raum“ die Naturlandschaft und die ethnische Zusammensetzung der Region. Er zeichnet den Vorstoß von kosakischen Verbänden und Beauftragten der russischen Zaren zum Jenissei nach. Nahezu poetisch, mittels Augenzeugenberichten, werden der Jahreskreislauf der Natur und des Lebens rund um den Fluss sowie das Klima mit seinen extremen Winter- und Sommertemperaturen vorgestellt. Das Kapitel umfasst außerdem die Beschreibung verschiedener Landschaftstypen einschließlich der Tundra und der berühmten sibirischen Taiga. Der Überblick über die geschichtliche Veränderung des Naturraums schließt mit Überlegungen zum Klimawandel und zu den damit verbundenen Folgen für die Region.

Das Unterkapitel „Entschleierung und Inbesitznahme“ befasst sich u. a. mit dem „Einleben“ der russischen Bevölkerung auf diesem Territorium und mit dem Vorrücken der russischen *frontier*. Bis zum 17. Jahrhundert zählte die nichtrussische Bevölkerung auf dem ganzen Gebiet vom Ural bis zum Pazifik um die 200.000 Menschen. Zu den ersten russischen Siedlern Sibiriens gehörten

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

Pelztierjäger und Verbannte. Goehrke beschreibt im Zusammenhang der „Entschleierung und Inbesitznahme“ auch die Geschichte der Vermessung des sibirischen Territoriums, seiner Kartographie und seiner Erforschung durch akademische Expeditionen. Besonders interessant sind hier die Ausführungen über die Legenden der autochthonen sibirischer Völker.

Das zweite Hauptkapitel – „Die Zarenzeit“ – ist der Petersburger Periode (18./19. Jahrhundert bis 1917) gewidmet. Goehrke widmet sich hier nicht nur den wichtigsten historischen Ereignissen. Er analysiert die Geschichte der Region auch anhand von Strukturen, die er als wesentlich und charakteristisch für die Entwicklung der Wirtschaft, der Transportwege, der Staatsverwaltung sowie der politischen und gesellschaftlichen Institutionen und Organisationen (wie z. B. der verschiedenen, rechtlich voneinander abgegrenzten Bevölkerungsgruppen) dieses Raums ausmacht. Bekanntlich gab es in Sibirien keine Leibeigenschaft und keinen gutsherrlichen Landbesitz. Die Entwicklung der Städte und ihrer Einrichtungen sowie der Wandel der urbanen Lebensweise werden am Beispiel der Hauptstadt der Region Enisejsk resp. Krasnojarsk und anderer, kleinerer Städte nachvollzogen.

Eine Besonderheit der Geschichte Sibiriens, auf die Goehrke entsprechend ausführlich eingeht, stellen die Beziehungen zwischen den unterschiedlichen Volksgruppen dar – denjenigen, die sich erst in der Neuzeit in Sibirien ansiedelten (in erster Linie Russen) und denen, auf die die „Neulinge“ vor Ort stießen. Als russische Siedlerinnen und Siedler begannen, sich im von Goehrke untersuchten, ca. zwei Millionen Quadratkilometer umfassenden Raum, niederzulassen, lebten dort nur um die 25.000 Menschen indigener Abstammung (S. 181). Trotz dieser geringen Zahl hat der Autor inhaltsreiche Überblicke über die Ketten, Tungusen (Ewenken), Samojeden, Dolganen und anderen indigenen Völker in sein Werk eingeschlossen. Sorgfältig herausgearbeitet sind hierbei die jeweiligen Besonderheiten in der Lebensweise der Steppen-, der Tundra- und der Flussnomaden.

Sympathisch ist die Herangehensweise Goehrkes an das Thema der industriellen Entwicklung des Jenissei-Beckens unter dem Blickwinkel der Ausbeutung, Verschmutzung und Zerstörung der Natur. Besonders hebt er die Geschichte des Anbaus von Getreide und dessen Nutzung als Rohstoff für die Spirituosenherstellung (Vodka) hervor. Auch geht er auf den spektakulären, wenn auch recht kurz währenden Goldrausch und dessen Bedeutung für die Geschichte des Jenissei-Stromlandes während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein.

Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts waren die Haupttransportwege Sibiriens Wasserwege, weswegen die Entwicklung des Flusstransports besonders ausführlich analysiert wird. Außerdem schenkt der Autor dem „sibirischen Trakt“, auch „Trakt der Fesseln“ (*kandal'nyj trakt*) genannt, große Aufmerksamkeit – einer Route, die sich im 18. und 19. Jahrhundert durch ganz Sibirien zog und deren tausende Kilometer umfassende Wegstrecke von den zu Zwangsarbeit oder Verbannung Verurteilten zu Fuß bewältigt werden musste. Für die Instandhaltung der Transportwege bezahlte die sibirische Bevölkerung mehr Steuern als die Bevölkerung im europäischen Teil Russlands (S. 250). Auch die Transsibirische Eisenbahn, deren Bau das Leben in Sibirien grundlegend veränderte, wird vom Autor ihrer besonderen Rolle in der Geschichte der Region entsprechend ausgiebig abgehandelt.

Sibirien wird seit dem 18. Jahrhundert bis heute mit Zwangsarbeit und Verbannung assoziiert. Der Autor zeigt, dass die Verbannung nach Sibirien ein wichtiger Teil des Lebens in der Region war: Ende des 19. Jahrhunderts machten die Verbannten, von denen die meisten entlaufene Leibeigene waren, ungefähr sechs Prozent der Gesamtbevölkerung Sibiriens aus. Das Buch stellt die ver-

schiedenen Typen der Verbannten systematisch vor, darunter auch spätere und die prominentesten unter ihnen – Lenin und Stalin. Aufgrund des großen Anteils der Zugewanderten an der Gesamtbevölkerung der Jenissei-Provinz und wegen der Präsenz flüchtiger Strafgefangener und Verbannter war die Kriminalitätsrate in dieser Region sehr hoch. Regelrechte Banden von Kriminellen hatten daran erheblichen Anteil. (S. 324)

Ein Überblick über die historischen Ereignisse der Revolutionsjahre 1917/18 im untersuchten geographischen Raum rundet das 2. Kapitel ab.

„Neue Zeit“ lautet der Titel des dritten Hauptkapitels, in dem Goehrke die Geschichte der Region um den Jenissei in die allgemeine Geschichte Russlands im 20. und 21. Jahrhundert eingebettet. In diesem Hauptkapitel analysiert der Autor das Jenissei-Gebiet als Ort grausamer bewaffneter Auseinandersetzungen in den Jahren des Russischen Bürgerkriegs (17 bedeutende Gefechte), des Wirkens einer starken Partisanenbewegung und intensiver Kämpfe auf sozialer und nationaler Grundlage. Überzeugend wird das Bild der Zäsur infolge der Revolution anhand der Veränderungen in der Gemeinschaft des sibirischen Dorfes dargestellt. Für besondere Spannungen sorgten hier die Widersprüche zwischen der lokalen, d. h. schon seit einem langen Zeitraum hier siedelnden Bevölkerung und der Vielzahl an Neusiedlern, die nach 1917 hinzukamen (S. 349).

In Sibirien gibt es das geflügelte Wort: „Weiter als Sibirien wird man nicht verbannt.“ Goehrke zeigt in seinem Buch tragische Verbannungsszenarien im Rahmen der Zwangskollektivierung, die sich innerhalb der Jenissei-Region abspielten. Am Beispiel der Schicksale konkreter Partisanenführer, Volkskommissare und Parteisekretäre wird verdeutlicht, wie sich hiesige kommunistische Parteieliten herausbildeten. In diesem Zusammenhang ist ein eigener Abschnitt dem Gouverneur der Region Krasnojarsk, Aleksandr Lebed' (1998–2002), gewidmet.

Dabei vermeidet es der Autor auch in diesem Kapitel, die Geschichte auf eine Darstellung der politischen Ereignisse zu reduzieren. Stattdessen arbeitet er verschiedene Themenkomplexe der Industrialisierung des Krasnojarsker Gebiets (z. B. einzelne unterschiedliche Wirtschaftsräume) und der volkswirtschaftlichen Entwicklung der Region (beispielsweise den Ausbau der Verkehrsinfrastruktur am Beispiel der Wasserwege, des Gleis- und Straßennetzes sowie des Lufttransports) heraus. Gerade die Darstellung des Themenkomplexes „Verkehrsinfrastruktur“ ist mit Blick auf die riesigen Distanzen zwischen den Siedlungszentren überaus wertvoll. Das Werk systematisiert unterschiedliches Material zur Geschichte spezifisch „sibirischer“ Wirtschaftsbranchen: Fischerei- und Jagdwesen, Forst- und Holzwirtschaft oder Rohstoffgewinnung. Zurecht geht der Autor auch systematisch auf die Geschichte einzelner Industriebetriebe, Kraftwerke und Häfen sowie der Städte, die zusammen mit diesen volkswirtschaftlichen Großprojekten entstanden (z. B. Noril'sk, Städte bei Staudämmen und bei den Häfen am Weg zum Polarmeer), ein. Beachtung findet auch der ökologische Faktor in der regionalen Entwicklung.

Die sowjetische Geschichte Sibiriens und damit auch der Jenissei-Region ist nicht zu erzählen, ohne auf die Verbannungen und das GULag-System einzugehen. Goehrke präsentiert diesen tragischen Aspekt der Geschichte anhand der Lebensschicksale betroffener Menschen.

Die Quellenauswahl am Ende des Buches zeichnet sich durch einen großen inhaltlichen Reichtum aus. Hier findet man unter anderem Berichte von zarischen Beamten (aus dem Werk von Gerhard Friedrich Müller), Dokumente zur Geschichte der Regionalverwaltung („Korruption und Gewalt“) sowie Materialien von Daniel Gottlieb Messerschmidt, Nikolaus Johannes Traugott Freiherr von Stackelberg, Maud D. Haviland u. a. Außerdem finden sich hier Quellen zur Geschichte des

GULag („Welten der Unfreiheit“) sowie Autobiografien einzelner Persönlichkeiten, deren Leben in der Zeit wichtiger historischer Umbrüche eng mit der Jenissei-Region verflochten war („Lebensschicksale am Jenissei“). Die Auswahl und Verwendung der Quellen durch den Autor ist überaus gelungen, denn durch sie gewinnt das Werk an Lebendigkeit und menschlicher Unmittelbarkeit.

Weiterhin verfügt das Buch über eine Vielzahl an alten und neuen Fotografien, an Karten, Tabellen und Graphiken sowie über alphabetisch geordnete Kurzbiografien und – glücklicherweise, da für ein Thema wie dieses unentbehrlich – ein Glossar.

Das Gesamtwerk beeindruckt durch die große Menge ausgewerteter Quellen. Auf Quellenangaben im Text wird konsequent verzichtet, was sich allerdings durch den Zweck des Buches erklären lässt, geht es Goehrke doch darum, auf der Grundlage bereits veröffentlichter Quellen ein umfassendes Gesamtbild zu zeichnen. Einige Unannehmlichkeiten bereitet der Umstand dennoch, dass im Quellen- und Literaturverzeichnis nicht sämtliche vom Autor benutzten Quellen aufgeführt werden, sondern Goehrke sich hier auf eine persönliche „Auswahl“ beschränkt. Gleichzeitig sind dem Werk persönliche Beobachtungen und Fotos des Autors beigelegt, wodurch das Werk selbst zu einer interessanten Quelle wird.

Dank des sachlichen, wissenschaftlich-distanzierten, historisch angemessenen, gleichzeitig aber flüssigen, ja auch feinfühligsten Schreibstils lässt sich das Buch leicht lesen. Manche Aussagen werden sogar mit Humor dargeboten.

Obwohl ich in Sibirien, in der Region Krasnojarsk lebe, habe auch ich etwas Neues über die Region erfahren. Die Akzentsetzung des Autors ermöglicht es ihm, die Lebenswelten des Jenissei-Stromlandes in einem ganzheitlichen Zusammenhang vorzustellen. Sein Ansatz führt die Tradition fort, die Region aus einem interdisziplinären Blickwinkel zu betrachten – ein grundlegendes Prinzip der Sibirienforschung seit dem 18./19. Jahrhundert, das sowohl deutsche Forscher, die Sibirien bereisten, als auch russische Heimatforscher anwendeten. Beispiele dieser komplexen, fächerübergreifenden Studien über die Jenissei-Region sind das Werk des ersten Gouverneurs der Jenissei-Provinz, A. P. Stepanov, *Enisejskaja gubernija* (1835) sowie M. F. Krivopaškins *Enisejskij okrug i ego žizn'* (1865) und N. W. Latkins *Enisejskaja gubernija. Ee prošloe i nastojaščee* (1892). Es wäre sehr wünschenswert, wenn Autoren neuer gleichartiger Studien kurz auf diese Vorgängerwerke eingehen würden.

Das rezensierte Werk zielt auf eine breite Leserschaft. Damit die bewundernswerte Arbeit auch in Russland die verdiente Rezeption erfahren kann, ist ein baldmögliches Erscheinen in russischer Übersetzung überaus wünschenswert.

IRINA P. PAVLOVA

Krasnojarsk

Übersetzung: Alena Vegner, Regensburg



This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

JGO 67, 2019/3, 508–509

Lucien J. Frary

Russia and the Making of Modern Greek Identity, 1821–1844

Oxford: Oxford University Press, 2015. XIII, 296 S., 12 Abb., 2 Ktn.

ISBN: 978-0-19-873377-5.

The role of Tsarist Russia in the establishment of the Greek state in the early nineteenth century is well known, being the subject of studies not only in Russian and Greek but also in other languages. Showing a good knowledge of this scholarship and of Russian state archives, Lucien Frary seeks to provide a new account of the extent and significance of Russia's influence. After a broad first chapter surveying Russian interests in Greek affairs from the late eighteenth century to 1832, Frary describes a series of problems or incidents arising in the period from 1833 to 1844, as the young kingdom established its political status under the equally young King Othon, moving from a regency to an absolute monarchy and achieving semi-constitutional basis after the various crises of 1843–1844.

Information is drawn from a range of diplomatic, military, religious and commercial actors present in Greece during this period, whose papers have survived in the Russian archives; and Frary also makes good use of the press, memoirs and travel accounts. Adopting a partly chronological and partly thematic approach, he shows how Russian officials and lobbyists interested themselves not just in the question of independence *per se* but also in matters such as the choice of the capital city, the status of the Orthodox Church and its relations with the Patriarchate of Constantinople, and constitutional matters. He also provides good biographical sketches of the personalities involved, some of whom were ethnic Russians, but many others were Greeks – whether consuls, merchants, ecclesiastics or other professionals – who had established themselves in Russia and acted as intermediaries. Later sections of the book deal with specific phenomena such as the role of secret societies – particularly the Philorthodox Society founded in 1839 – and the constitutional crisis of 1843–44. There are also some brief forays into cultural and intellectual activities, such as the role of prophetic literature in mobilizing Greeks, and Russian interest in both classical and Byzantine history.

Frary's book is both successful and interesting as a series of analyses of political episodes and crises, and brings much new documentation to the topic. However, I was less convinced by the claims he makes in relation to his title, 'the making of modern Greek identity'. The concept of identity is nowhere clarified, but rather applied to issues as various as the nature of Church-State relations, the role of popular literature in political mobilization, or potential territorial expansion. While there is much information provided on all these topics, there is limited reflection on how, taken together, they might add up to the making of a modern Greek identity, also bearing in mind that until the twentieth century the majority of Greeks were not subjects of the Kingdom. In terms of theories of nationalism, Frary emphasizes the innovativeness of Greek independence in the European context. In a global perspective, however, it was not the first case of an independent state forged from an empire (the example of the Americas was emphasized by Benedict Anderson in his classic study); and there are also the precedents of the Napoleonic kingdoms and duchies, not to mention the Congress Kingdom of Poland. Frary alludes intermittently both to Russian involvement in other polities, and to the interests in Greece of other European powers (especially Britain,

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

France, Austria, and Bavaria). More comparison, and also more attention to social history, would have helped to clarify both the specific nature of Russia's role and the question of Greek identity. Despite this missed opportunity, Frary deserves our thanks for compiling a diligent and detailed chronicle of Russian involvement in the affairs of the Kingdom of Greece to 1844. Two maps and twelve illustrations support the narrative effectively.

ALEX DRACE-FRANCIS

Amsterdam

JGO 67, 2019/3, 509–511

Stefan Rohdewald

Mehr als Feind oder Freund. Überregionale Kommunikation im (süd)östlichen Europa von den Osmanen bis zum Kalten Krieg

Berlin: Duncker & Humblot, 2016. 66 S., 5 Abb., 1 Kte. = Lectiones Inaugurales, 15.

ISBN: 978-3-428-15026-7.

Wer einmal auf dem ostpolnischen *szlak tatarski* mit seinen historischen Holzmoscheen unterwegs gewesen ist, erahnt bereits, worum es in diesem Büchlein geht – dass nämlich Ostmitteleuropa, trotz eines manchmal mit Inbrunst vorgetragenen Selbstverständnisses als Vorposten der (lateinischen) Christenheit, auch über eine lange Geschichte von Kommunikation, Koexistenz und Verflechtung mit islamisch geprägten Gesellschaften verfügt. Stefan Rohdewald, ab April 2020 Professor für Geschichte Ost- und Südosteuropas an der Universität Leipzig, arbeitet seit einigen Jahren an der Verdichtung dieser These, vor allem am Beispiel osmanisch-ostmitteleuropäischer Kontaktzonen; das vorliegende kleine Werk geht auf seine Gießener Antrittsvorlesung im Jahr 2014 zurück. Die Komposition des Textes macht deutlich, dass Rohdewald seine Forschungen durchaus nicht nur als Beitrag zur Geschichte der Frühen Neuzeit sieht, sondern auch als Impuls für ein adäquates Weltverständnis heute. Mit leichtem Seitenhieb auf die deutsche Forschungslandschaft kritisiert er ein hierzulande vermeintlich noch spürbares essentialistisches Kulturverständnis, wogegen „im angelsächsischen Forschungsdiskurs kaum noch von einheitlicher Kultur, sondern von Differenz herstellenden oder aushandelnden kulturellen Praktiken“ gesprochen werde (S. 27). Und er zieht Parallelen zum Kalten Krieg, bei dessen Erforschung die blockübergreifenden Gemeinsamkeiten und Verflechtungen lange zu wenig gesehen worden seien (S. 13–17).

Es geht Rohdewald also darum, die herkömmliche mentale Landkarte infrage zu stellen, auf der die Osmanen als zentraler Gegner und Gegenüber des christlichen Europas verzeichnet sind. Rohdewald zeigt etwa, dass Polen-Litauen und das Osmanische Reich im 16. Jahrhundert an einer Verstetigung ihrer Beziehungen arbeiteten. In einem Vertrag von 1564 sprach Prinz Selim sogar von einer „heiligen Freundschaft, die dauerhaft und fest zu beachten ist“ (S. 32). Weiter verweist Rohdewald auf die Selbstorientalisierung des polnischen Adels (auch als Sarmatismus bekannt, S. 38). Für eine von westlichen Reiseberichten beeinflusste Leserschaft sind dies tatsächlich Dinge, die schnell aus dem Blick geraten. Gerade im 19. Jahrhundert ergötzen sich viele Autoren daran, eine scharf

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

dichotomische Sicht auf Ost und West mit allerlei dazu passenden Beobachtungen (bzw. auch mit Fiktionen) zu würzen. In einer Welt, die immer von neuem identitätsschaffende Abgrenzungen produziert – man denke etwa an die stereotypisierende Vermarktung der DDR-Vergangenheit im heutigen Berlin – ist es absolut berechtigt, wenn die Wissenschaft korrigierend eingreift und auf Verbindungen und Ähnlichkeiten dort hinweist, wo es vermeintlich nur Unterschiede und Kontaste gab.

Doch Rohdewald schießt etwas über das Ziel hinaus. Wie viele nach der Logik epistemologischer „turns“ entstandene Werke will auch dieser Beitrag nicht neue Steinchen zu einem Gesamtmosaik hinzuzufügen, sondern den Blick auf die Vergangenheit grundsätzlich revolutionieren. Dazu ist folgendes zu sagen: Erstens sind weder das Verflechtungsparadigma noch der Konstruktivismus neu – zumindest in der Theoriedebatte sind sie inzwischen schon so etabliert, dass sie im akademischen Milieu fast als klassische Leitideen gelten können. Bei vielen, vor allem bei den einflussreichen Fachkolleginnen und -kollegen in der westlichen akademischen Welt dürfte Rohdewald mit seinen Thesen also offene Türen einrennen. Die eigentliche Herausforderung besteht wohl eher darin, diese Art des Denkens über die Forschung hinaus zu verbreiten. Zweitens ist offensichtlich, dass die *empirische* Erhärtung der Kommunikationsraum-These erst am Anfang steht – und es wäre gut, gerade am Anfang besonders vorsichtig zu formulieren, wenn die Forschung tatsächlich ergebnisoffen sein soll und nicht nur auf Material aus ist, das eine bestimmte These bestätigt. Natürlich ist es plausibel, dass Mächte, die sich wohl oder übel auf eine dauerhafte Koexistenz einstellen müssen, auch Mechanismen entwickeln, um den anderen zu beobachten und mit ihm zu kommunizieren. Dazu müssen Stereotypen und Ablehnung beiseite gestellt werden, und man muss erlernen, die Welt wenigstens gelegentlich auch mit den Augen des Anderen zu sehen. Kommunikation kann auch zum Selbstläufer werden und unabhängig vom staatlichen Willen Geschichte prägen, was im Grenzraum zwischen den Imperien dann auch häufig passiert ist.

Allerdings bedeutet die Existenz von Kommunikation nicht zwangsläufig, dass weitere Teile der Gesellschaft daran teilhatten – im Gegenteil beauftragten die Osmanen oder das vorpetrinsche Russland damit gern bestimmte Personengruppen, auch um sich aus dem Kontakt mit dem Anderen heraushalten zu können und die eigene „Reinheit“ nicht zu gefährden. Konkret bedeutet das: Hätte Rohdewald sich darauf eingelassen, seine Forschung als Erweiterung zum Bestehenden und nicht so sehr in der Logik des „turns“ zu betreiben, dann wären plausible Argumente, die gegen seine Sicht sprechen, nicht einfach untergegangen. Das Osmanische Reich pflegte ohne Zweifel Kontakt mit seinen christlichen Nachbarn, setzte in der Diplomatie aber häufig Christen ein. Die Donaufürstentümer, von Rohdewald als Beispiel für Kommunikation angeführt, hatten aus Sicht des osmanischen Zentrums auch eine Pufferfunktion und machten deshalb manchen direkten Kontakt zwischen Osmanen und Polen-Litauen überflüssig; Ausländer im Osmanischen oder auch im Moskauer Reich unterlagen häufig Beschränkungen. Erst die Berücksichtigung dieser Bedingungen erlaubt es, den Faktor Kommunikation richtig einzuschätzen. Ohne den umfassenden systemischen Blick besteht dagegen die Gefahr, die Handlungen und Ansichten überschaubarer Gruppen als vermeintlich prägend für ganze Großareale zu überzeichnen.

Wichtig wäre auch eine adäquate Einschätzung von Kommunikation im längeren Geschichtsverlauf. Rohdewald erwähnt den orthodoxen Metropoliten Petro Mohyla, der im 17. Jahrhundert Elemente aus dem Bildungswesen der Jesuiten übernahm, um die Orthodoxie gegen den katholischen Proselytismus zu wappnen (S. 18). Natürlich – dieser Fall illustriert, dass sich Gegner durch

wechselseitige Übernahmen ähnlicher werden. Rohdewald übergeht aber, dass diese Übernahmen später von der orthodoxen Theologie (am intensivsten von Georgij Florovskij zwischen den Weltkriegen) erbittert als fremd und unorthodox kritisiert und im Rahmen einer intellektuellen Selbstsuche wieder „ausgebürgert“ wurden. Wie das Beispiel zeigt, reicht es zur Überwindung von Ihr-versus-Wir-Oppositionen nicht unbedingt, auf vergangene Kommunikationen zu verweisen – in einem weiteren Schritt müsste es darum gehen, herauszufinden, unter welchen Bedingungen sich grenzüberschreitende Kommunikation dauerhaft im kollektiven Gedächtnis etablieren kann.

KLAUS BUCHENAU

Regensburg

JGO 67, 2019/3, 511–513

Yuri M. Lotman / Jelena A. Pogosjan

High Society Dinners. Dining in Tsarist Russia

Transl. by Marian Schwartz. Ed. and introduced by Darra Goldstein. Totnes: Prospect Books, 2014. 444 S., 20 Abb. ISBN: 978-1-903018-98-9.

Den wahren Kern des vorliegenden Werks zu bestimmen, ist alles andere als ein einfaches Unterfangen. Die russischsprachige Originalausgabe erschien 1996, drei Jahre nach dem Tod des bedeutenden Semiotikers Jurij Michajlovič Lotman, der sich im Laufe seines akademischen Schaffens immer wieder mit dem Adel, seinem Leben, Wirken und Alltag im Zarenreich beschäftigt hat. Das vorliegende Werk handelt von einer kleinen Facette des adligen *savoir vivre*, dem Speisen als einem wesentlichen Bestandteil der Kulturgeschichte. Im Mittelpunkt stehen nicht große festliche Bankette, sondern das Speisen im alltäglichen, mehr oder minder intimen familiären Rahmen erweitert um enge Freunde, Verwandte und Bekannte am Beispiel der Familie des St. Petersburger Aristokraten Petr Pavlovič Durnovo in den Jahren 1857 und 1858. Der 1835 geborene Petr Pavlovič stand als Oberleutnant im 1. Kürassier-Regiment der überaus elitären Chevaliergarde, war Mitglied der kaiserlichen Militärakademie und im Alter von wenig mehr als 20 Jahren bereits als Junggeselle vorübergehend Hausherr, weil sich sein Vater auf einer ausgedehnten Reise durch West- und Mitteleuropa befand und die Eltern ihren Lebensmittelpunkt in Moskau hatten und St. Petersburg eher selten besuchten (S. 103, 153). Das elterliche Palais war im Herzen der Stadt unmittelbar an der Neva, unweit der Gebäude des Senats, des Synod und des Winterpalasts, an der Anglijskaja naberežnja 16, erstklassig gelegen.

„The roads of the past are many. [...] The road to St Helena was laid from the Bridge at Arcole. We shall now take the most modest of roads. It will begin in the kitchen, at the cook's stove, and end in the drawing room.“ (S. 37) Mit diesen Worten beginnen Lotman und Pogosjan ihre über hundert Seiten umfassende einleitende Kulturgeschichte des Essens einschließlich kulturgeschichtlicher Etikette, Tischsitten und Manieren, die den ersten Teil von insgesamt zwei des vorliegenden Werkes bildet. Die beiden Verfasser führen nicht nur zahlreiche Beispiele aus der russischen Literatur an, in denen die Gastronomie eine große Rolle spielt, sondern zeigen auch eine sich im 18. Jahrhun-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

dert vertiefende gastronomische Zweiteilung auf: eine traditionale „russische“ Küche mit stark ausgeprägten lokalen Bezügen und eine „internationale“ Küche, in der französische Einflüsse – auch personelle – eine wachsende Bedeutung erfuhren (S. 48, 51, 59).

Der zweite Teil geht auf nahezu täglicher Basis auf die im Hause Durnovo angebotenen Menüs ein. Die Quellenlage erwies sich als günstig, weil im Familienarchiv der Durnovos für die Jahre 1857 und 1858 die vollständigen, in einer Mischung aus Russisch und Französisch von Durnovo als Handreichung für seinen *maitre de cuisine* und das Küchenpersonal verfassten Menüfolgen überliefert sind. Die zumeist sechsgängigen Menüs bestanden aus: Vorspeise, Suppe, einem – mitunter kalten – Fischgericht, Braten – überwiegend Rind und so gut wie nie Schweine-, Lamm- oder Hammelfleisch – und ferner Geflügel jeweils mit Beilagen und Gemüse, darunter auch Artischocken und Spargel, und abschließend einem Dessert. Ferner werden die jeweiligen Teilnehmer, die den intimen Dinern beiwohnten, aufgelistet. Schließlich verdeutlicht das Werk etwaige Gesprächsthemen der Konversation zu Tisch, indem Texte aus zeitgenössischen russischen und westeuropäischen Tageszeitungen, Auszüge aus dem Tagebuch des Vaters Pavel Dmitrievič und der Korrespondenz zwischen Petr Pavlovič und seinen Eltern abgedruckt werden. Bemerkenswert ist, dass die Familie Durnovo mehr als ein halbes Dutzend russischsprachiger Periodika abonniert hatte (S. 154), sodass allein deren auszugsweise Lektüre – neben dem gewöhnlichen „Tratsch“ über Beförderungen, Beziehungen in jeder Hinsicht u. a. m. – genügend Stoff für Unterhaltung geboten haben dürfte.

Die Menüs zeigen, wie international die offerierten Gerichte waren, fanden sich doch nicht nur französische, italienische, deutsche und englische Einflüsse, sondern wurden auch exotische Früchte wie Ananas, Orangen, Grapefruits, Aprikosen oder Pfirsiche gereicht. Mehr noch: Wenn Spargel im Winter auf der Speisekarte stand, dann lässt dies auf Gewächshäuser oder Konservierungsmethoden schließen. Auffällig ist, dass der Leser vergleichsweise wenig über die angebotenen Getränke erfährt, dies gilt nicht nur für Alkoholika wie Port, Sherry, Champagner, Weiß- und Rotwein oder Weinbrand, sondern auch für Tee oder Kaffee (S. 141–146). Allerdings haben die beiden Verfasser Auszüge aus dem Briefwechsel von Pavel D. Durnovo mit den St. Petersburger Zollbehörden abgedruckt, aus denen hervorgeht, dass Dutzende Kisten Wein aus dem Ausland bezogen wurden (S. 159). Im Dunkeln bleibt darüber hinaus, woher die Lebensmittel stammten. Möglicherweise wurden sie zumindest partiell auf den Familiengütern produziert. Wo aber und wie wurden die Produkte erworben? In Feinkostgeschäften wie z. B. der Brüder Eliseev oder auf Märkten? War der *maitre de cuisine* auch für den Kauf verantwortlich? Wurden die Produkte ins Haus geliefert? Über diese Aspekte schweigt die Einleitung. Festzuhalten ist, dass die Familie Durnovo am Essen und Trinken nicht sparte, auch wenn die wiederholt beigefügten Rechnungen der Lebensmitteleinkäufe eine wirkliche Berechnung der monatlichen Ausgaben für das leibliche Wohl nicht erlauben, weil oft weder Angaben über die Mengen noch den Zeitraum gemacht wurden. Auch über die Entlohnung des Küchenchefs werden keine Angaben gemacht (S. 187, 206, 212 et passim).

Die englischsprachige Edition ist vorbildlich. Die Übersetzung ohne Tadel, sieht man vielleicht einmal davon ab, dass „counselor of commerce“ wohl eine angemessenere Übersetzung des *kommerčeskij sovetnik* bzw. Kommerzienrates wäre als „commercial advisor“ (S. 41). Darra Goldstein, inzwischen Emerita am Williams College in Williamstown, MA, ist promovierte Slavistin. Sie machte nicht nur mit mehreren Kochbüchern u. a. zur georgischen und russischen Küche auf sich aufmerksam, sondern wurde Professorin für Lebensmittelkunde (*food studies*) und gründete 2001 die an der Schnittstelle von wissenschaftlicher Ernährungsforschung und populärwissenschaftli-

chem Interesse angesiedelte Zeitschrift *Gastronomica. Journal of Food and Culture*, deren Herausgeberin sie über ein Dutzend Jahre war. Ihre Anmerkungen korrigieren manche Fehler der Originalfassung und ergänzen diese (vgl. S. 29).

Weder die beiden Autoren noch Darra Goldstein ziehen ein Fazit, um die Resultate des Buches in einen größeren kulturgeschichtlichen Kontext einzubetten. Inwieweit die Abendessen im Hause Durnovo als „typisch“ für (hoch)adligen Lebensstil zu betrachten sind, bleibt dahingestellt. In Tolstoj's Roman *Anna Karenina* beispielsweise, auf den Lotman und Pogosjan einleitend mehrfach rekurrieren, fehlen vergleichbare Passagen über häusliche Abendessen in kleinem Rahmen. Es bedürfte ähnlicher Untersuchungen, um regional spezifische oder sogar generalisierende Aussagen über adlige Essgewohnheiten treffen zu können.

Ein Stammbaum der Familien Volkonskij und Durnovo, ein Verzeichnis der gereichten Speisen, ein Register sowie 20, teilweise farbige, Abbildungen runden dieses opulente Werk ab. Wer sich für die Kulturgeschichte im Allgemeinen, die Welt des Adels oder der Gastronomie im Besonderen interessiert, ist nachgerade verpflichtet, sich an diesem facettenreichen Werk zu laben. Die Lektüre ist etwas für Hedonisten. Sie kitzelt zumindest im Geiste den Gaumen und bereitet Appetit.

LUTZ HÄFNER

Bielefeld

JGO 67, 2019/3, 513–515

Olesya Meskina

Lebensbedingungen von Frauen und Kindern um die Wende zum 20. Jahrhundert. Untersucht am Beispiel der Schweiz (Kantone Basel) und Russlands (Region Woronesch)

Frankfurt/Main, Bern, Bruxelles [u. a.]: Peter Lang, 2016. 328 S., 12 Abb., 16 Tab., 7 Ktn. = Menschen und Strukturen. Historisch-sozialwissenschaftliche Studien, 23. ISBN: 978-3-631-67641-7.

Die Schweiz und Osteuropa werden thematisch in der allgemeinen Geschichte zuweilen aus unterschiedlichen Gründen marginalisiert, obwohl sie integraler Bestandteil eines breit verstandenen Europas sind. Entwicklungen, die mit einer Modernisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einhergingen – wie ein Wandel auf dem Land, Arbeitsmigration in die Stadt, die Herausbildung neuer Anforderungen an Arbeitskräfte durch die fortschreitende Industrialisierung, zunehmend differenziertere staatliche Strukturen und wachsende Partizipationsmöglichkeiten für immer breitere Teile der Gesellschaften – sind allgemeingültige Entwicklungen. Gleichzeitig lassen sich soziale und kulturelle Grundkonstanten festhalten wie die starke Stellung und Funktion der Familie als ökonomische und moralische Instanz, eine patriarchalische Geschlechterordnung mit einer männlichen Hegemonie und einer Subordination der Frau oder der moralische Einfluss von Religion. Trotz dieser breiten Vergleichsgrundlage muss auch nach Spezifika gefragt werden, was eine Zielsetzung der vorliegenden Dissertation ist, die in den Forschungsgebieten Frauen- und Geschlechtergeschichte sowie Kindheitsforschung verortet ist.

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

Durch einen Vergleich der Lebens-, Erwerbs- und Familiensituation von Frauen und Kindern in den Kantonen Basel-Stadt und Basel-Land mit der Region Voronež beabsichtigt die Verfasserin, nach dem Alltagsleben von Frauen, ihren Rollen und Wahrnehmungen zu fragen (S. 18). Als Untersuchungszeitraum wird die Periode von 1870 bis 1913 angegeben, da es in dieser Zeit zu rechtlichen und sozioökonomischen Veränderungen kommt, die sich auf die ländliche und städtische Bevölkerung in allen Untersuchungsgebieten auswirken (S. 22–23). Dazu gehören vermehrte Regelungen bezüglich der Schulbildung, Ehegesetzgebung oder Kinderfürsorge, was sowohl auf die Basler Kantone als auch das Russische Reich zutrifft. Weitere parallele Entwicklungen lassen sich in einer wachsenden Frauenbewegung finden, die für die Schweiz jedoch ausgeprägter als für den ländlichen Raum im Zarenreich war, wobei hier interessante Forschungsfragen etwa nach Mobilisierungsformen, Handlungsoptionen oder Praktiken aufgeworfen werden. Ebenso kann nach dem Bewusstsein als Staatsbürgerin gefragt werden, was auf den ersten Blick in der Schweiz stärker ausgeprägt gewesen schien, wobei die Basler Kantone auch näher an urbanen Eliten orientiert waren als die ländliche Bevölkerung in Voronež.

Die Arbeit ist chronologisch-systematisch aufgebaut; die Darstellung der Schweizer respektive der russischen Verhältnisse wechselt sich kapitelweise ab und ist jeweils in sich anregend und faktenreich. Zuweilen wären Zwischenfazit in Bezug auf den Vergleich für den Leser bzw. die Leserin hilfreich. Auf der Grundlage der bekannten Forschungsstände zur Schweizer und russischen allgemeinen und Frauengeschichte wird dann eine interessante Fülle an Quellen zu den beiden Untersuchungsgegenständen ausgewertet. Es ist eine Stärke der Arbeit, dass sowohl Schweizer als auch russische Texte und Quellen rezipiert und ausgewertet werden konnten, wobei man sich eine genauere Quellenkritik und kritische Diskussion des Vergleichsansatzes wünscht. Ohne Frage sind Vergleiche sinnvoll, aber in diesem Fall sind die Zielsetzungen zum einen sehr allgemein, wenngleich es implizit aufschlussreiche Ergebnisse wie den Zusammenhang von Staatsaufbau, sozialpolitischem Engagement und Emanzipation gibt.

Eine Stärke liegt in der detailreichen Schilderung der Kindheitsfürsorge und der zunehmenden Regulierung und somit auch Verrechtlichung von Kindheit in beiden Staaten. Im Ergebnis kann entlang klassischer Themen wie Ehe, Familie, Erwerbsarbeit, Kinderfürsorge, Scheidung, Verwitwung oder Industrialisierung aufgezeigt werden, dass die Familie in beiden Gesellschaften eine wichtige ökonomische und moralische Funktion besaß. Die Vorherrschaft des Mannes bedeutete vor allem auch eine Kontrolle über das Vermögen. Scheidungen waren in beiden Ländern möglich, aber eher selten, wobei hier auch der Aspekt der früheren Sterblichkeit relevant für die Analyse wäre. Während im Zarenreich bis 1917 die orthodoxe Kirche das Eherecht regulierte, wurde dieses in der Schweiz seit den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts durch staatliche Gesetzgebung geregelt. Durch die Industrialisierung wandelte sich das Leben in dörflichen Gemeinschaften, da nun eine Arbeitsmigration einsetzte, die mit neuen Anforderungen wie einer stärkeren Berufsbildung oder allgemeinen Schulbildung verbunden war. Schulungen für Frauen dienten in der Schweiz stark zur Hebung des Lebensniveaus der Familie, da es die praktizierte Rolle der Ehefrau und Mutter war, für Hygiene und das Wohlergehen der Familienmitglieder zu sorgen. Uneheliche Kinder oder Waisenkinder gab es in beiden Gesellschaften, wobei sich in der Schweiz die Frauenbewegung um eine stärkere Thematisierung und Sozialfürsorge kümmerte, in Russland es auch „Verdingkinder“ gab, die aber selbstverständlich als Arbeitskräfte ohne besondere Aufmerksamkeit in die bäuerlichen Haushalte aufgenommen wurden.

Wenngleich man sich stärkere Thesen und theoretische Ableitungen zu den geschilderten Fakten wünscht, liegt ein anregender Beitrag zu einer vergleichenden europäischen Geschichte vor.

CARMEN SCHEIDE

Bern

JGO 67, 2019/3, 515–517

Lena Gautam

Recht und Ordnung. Mörder, Verräter und Unruhestifter vor späzarischen Kriminalgerichten 1864–1917

Wiesbaden: Harrassowitz, 2017. 256 S., 14 Abb. = Forschungen zur osteuropäischen Geschichte, 84. ISBN: 978-3-447-10819-5.

Die Kriminalitäts- und Rechtsgeschichte ist in der Regel ein dankbares Geschäft. Wer unterhält sich nicht gern über Verbrechen und Strafen, Schuld und Sühne? Zumal wenn solche Geschichten im Russland des *Fin de Siècle* angesiedelt sind, wo Terrorismus, politische Revolutionen oder Verschwörungen an der Tagesordnung sind und man allenthalben an Dostoevskijs Romane erinnert wird? Dabei ist der Nervenkitzel solcher Lektüren nicht allein den Einblicken in die Alltagsgeschichte (vulgo: schmutzigen Details) geschuldet, sondern auch dem Umstand, dass sich an der Rechtsgeschichte des späten Zarenreiches die Geister scheiden. Die Debatte um die Stellung des Rechts wird im Fach seit Jahren mit Inbrunst geführt. Zugleich hat diese Debatte Konsequenzen für die Wahrnehmung des europäischen Modells (was auch immer das sein mag), der modernen Rechtsstaatlichkeit (worin auch immer sie besteht), des Glaubens an die Aufklärung (und all ihrer Konsequenzen) sowie der Frage, was war die Sowjetunion – wenn nicht gar die Frage: Wie schätzt man aktuell die Russische Föderation ein?

Nach der Lektüre des vorliegenden Buches, das auf einer Dissertation an der Humboldt-Universität im Jahr 2015 beruht, ist die Perspektive auf die russische Rechtsgeschichte in jedem Fall aufgeräumter. Lena Gautam weiß beeindruckend elegant mit der Debatte um das Recht im ausgehenden Zarenreich umzugehen, in sie einzuführen, die Debattenstränge sauber voneinander zu trennen und selbst eine klare Position zu beziehen. Sie verortet sich, wie viele ihrer jüngeren Kolleginnen und Kollegen am Berliner Lehrstuhl in derjenigen Lesart, die die Rechtsreform des Jahres 1864 mitnichten als gescheitertes Experiment versteht, sondern im Gegenteil, als – wenn auch bescheidene – Erfolgsgeschichte. Gautam unterstreicht die Forschungsergebnisse ihrer (z. T. ehemaligen) Lehrstuhlkollegen David Feest und Stefan Kirmse, bezieht sich positiv auf Jane Burbank und blickt skeptisch auf die Forschungsarbeiten von Stephen P. Frank oder Jörg Baberowski. Die Autorin möchte keine Defizitgeschichte über zu wenig Rechtsstaatlichkeit im ausgehenden Zarenreich schreiben, sondern sich die gelebte Rechtspraxis im russischen Imperium ansehen. Mit ihren Verweisen vor allem auf die Literatur zum bäuerlichen Rechtsverständnis verspricht sie uns ein Buch, das die oben angesprochene Debatte um das Rechtsverständnis der Bauern befeuert. Gleichzeitig weist die Autorin darauf hin, dass die Rechtsreform, allen voran die Geschworenengerichte,

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

ein Importprodukt und eine politische Entscheidung waren, die dem gelebten Rechtsverständnis der Bauern nicht weniger fremd waren als dem gelebten Rechtsverständnis des Militärs oder des Beamtentums.

Lena Gautam interessiert sich für drei Fragen. Erstens, wie gingen Bewohner und Bewohnerinnen (darunter die Bauern) des Russländischen Reiches mit den neuen Gerichten um? Zweitens, wie veränderten sich durch das neue Recht Wahrnehmung und Darstellung des Rechts? Und drittens, welche Folgen hatte dies auf die soziale Ordnung des Zarenreiches? Den „Juristen“ des ausgehenden Zarenreiches hat Lena Gautam das dritte Kapitel gewidmet, nachdem sie im ersten und zweiten Kapitel – beeindruckend klar und kurzweilig – in das Recht der Vorreformära und die Rechtsreform von 1864 eingeführt hat. Gautams Bild von den Juristen im ausgehenden Zarenreich ist durchweg positiv. Im Gefolge Richard Wortmans lobt sie das Berufsethos dieser jungen, zumeist liberalen Bildungselite, die als Richter, Untersuchungsrichter, Staatsanwälte oder aber Anwälte die alltägliche Rechtspraxis prägten. Lena Gautam hält es für ausgemacht, dass die Juristen der Reformära einen Bildungsauftrag empfanden, zu dem gehörte, der Bevölkerung „ein Gefühl für Gesetzmäßigkeit“ zu vermitteln (S. 1). Was bei der Besprechung der Juristen ein wenig zu kurz kommt, sind die doch sehr unterschiedlichen Auffassungen vom Recht, die sich bei den Berufsgruppen geltend machten. Die Staranwälte des ausgehenden Zarenreiches beispielsweise sahen sich regelmäßig dem Vorwurf ausgesetzt, das Recht unter ihre Karrierebestrebungen zu beugen. Von Konflikten, etwa zwischen Staatsanwälten und Richtern, erfährt man in diesem Buch nur wenig. Stattdessen dominiert das Bild des aufgeklärten, liberalen, allein dem Recht verpflichteten ehrbaren Juristen. Dies mag zu einem gewissen Teil an den Quellen liegen, mit denen Lena Gautam hauptsächlich arbeitet, nämlich Memoiren von Juristen und Gerichtsakten.

Große Teile des dritten Kapitels basieren auf Memoiren von Juristen aus dem Umfeld des Bezirksgerichtes in Tiflis, die Kapitel IV bis IV spielen mehrheitlich im Gouvernement Saratov, in Cherson und in St. Petersburg. Diese letzten drei mikrohistorisch angelegten Kapitel, in denen der praktische Umgang mit dem Recht anhand dreier Gerichtsprozesse aufgezeigt werden soll, sind das Herz ihres Buches. Das erste dieser drei Kapitel ist im Gouvernement Saratov zur Zeit der Choleraepidemie 1892 angesiedelt. Im Gefolge dieser Epidemie kam es zu mehreren Unruhen und Aufständen durch Bauern, die sich den örtlichen Institutionen widersetzen bei deren Versuch, der Cholera Einhalt zu gebieten oder aber darüber aufzuklären. Im konkreten Fall ging es um Auseinandersetzungen zwischen dörflichen Autoritäten und Bewohnern, die sich wegen Widerstands gegen Amtspersonen zu verantworten hatten. Nah an den Forschungsergebnissen Jane Burbanks gelingt es Gautam, deutlich zu machen, wie „pragmatisch“ (S. 130) der Umgang mit dem Recht von Seiten der bäuerlichen Bevölkerung ausfiel, die durchaus in der Lage war zu antizipieren, welche Verteidigungsstrategie bei welcher Instanz wohl die meiste Aussicht auf Erfolg hatte.

In den letzten beiden mikrohistorischen Kapiteln geht es dezidiert nicht mehr um Rechtsauffassungen der bäuerlichen Bevölkerung, was ein wenig überraschend ist angesichts der in der Einleitung formulierten Fragestellungen, die den Eindruck erweckten, als ginge es vornehmlich darum, einen Beitrag zur Debatte um das bäuerliche Rechtsverständnis zu leisten. Das fünfte Kapitel bietet einen kurzen Ausflug in die Etablierung der Medizin und Psychologie als neue Wissenschaften, die je nach Lesart, die Rechtsprechung ergänzten, dominierten oder gar ersetzten. Im sechsten Kapitel schließlich widmet sich Gautam einem „politischen Prozess“ (S. 14), der weltweit für Aufsehen gesorgt hatte. Dem früheren Direktor des Polizeidepartements an der St. Petersburger Fontanka

und damit Chef der Geheimpolizei, A. A. Lopuchin, wurde im Jahre 1909 wegen Geheimnisverrats der Prozess gemacht. Lopuchin hatte den Sozialrevolutionär Azef als Agent der Geheimpolizei enttarnt. Lopuchin machte sich damit in den Augen der Autokratie quasi selbst zum Terroristen und wurde dafür vor einem St. Petersburger Gericht in einer öffentlichen Sitzung zur Verbannung nach Sibirien verurteilt. Der Gerichtsprozess selbst allerdings ähnelte eher einer Farce als einem rechtsstaatlichen Verfahren. Der Richter Varvarin ließ den Angeklagten wiederholt nicht zu Wort kommen und fällte am Ende ein umstrittenes Urteil. Dies wiederum verschaffte dem Richter einen wenig ehrenvollen Platz in den Annalen der russischen Rechtsgeschichte: Zukünftig sollten Verfahren, die als nicht rechtsförmig und rechtsverletzend wahrgenommen wurden, als „Varvarin-Gerichte“ bezeichnet werden. Lena Gautam nimmt diesen Prozess in ihre Untersuchung mit auf, um zu verdeutlichen, wie sehr sich Bezugnahmen auf das Recht und rechtsstaatliche Maßnahmen im Alltagsbewusstsein und in der Politik durchgesetzt hätten. Dass dieses Verfahren mit dem dezidierten Segen der Regierung öffentlich abgehalten wurde, bespricht Lena Gautam als weiteren Hinweis darauf, dass sich Rechtsförmigkeit als leitendes politisches Prinzip etabliert hatte.

Ob die ausgewählten Fälle in der Lage sind, die zuversichtlichen Interpretationen Gautams über „Recht und Ordnung“ zu bestätigen oder aber in Zweifel zu ziehen, hängt vermutlich davon ab, ob man bereits als Anhängerin oder Anhänger der Defizitgeschichte des russischen Rechtes dieses Buch zur Hand nimmt. Inwiefern beispielsweise der Verweis auf einen schlicht pragmatischen Umgang mit Recht in der Lage sein soll, die Grundsatzfrage um den russischen Rechtsstaat zu beantworten, bleibt fraglich. Lena Gautam selbst weiß um die Prekarität ihrer Argumentation, wenn sie darauf hinweist, dass die „Verinnerlichung“ (S. 208) rechtlicher Normen durchaus zweifelhaft ist, wenn Beklagte ihre Narrative schlicht den jeweiligen Gegebenheiten anpassten. Auch der bloße Umstand, dass die Autokratie für ein öffentliches Verfahren im Falle Lopuchins plädierte, ändert nichts an dem Umstand, dass dieser Prozess als „politischer“ und damit einseitiger Prozess in die Geschichte einging. Wer das russische Rechtswesen am vermeintlich „besseren“ Westen messen mag, wird dies vermutlich auch weiterhin tun. Die Debatte kann also weitergehen, ist aber um einen weiteren lesenswerten Beitrag reicher.

ALEXANDRA OBERLÄNDER
Berlin

JGO 67, 2019/3, 517–519

Ljudmila S. Gatagova

Severnyj Kavkaz v epochu pozdnej imperii. Priroda nasilija 1860–1917 gg.

[Der Nordkaukasus in der Epoche des späten Imperiums. Die Natur der Gewalt 1860–1917]. Moskva: Novyj chronograf, 2016. 447 S. = Rossijskoe obščestvo – sovremennye issledovanija. ISBN: 978-5-94881-327-1.

Lange stand in der historischen Erforschung des nördlichen Kaukasus die Epoche der Eroberung durch das Zarenreich bzw. der Widerstand der Einheimischen im Vordergrund. In den letzten Jah-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries
of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming
as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

ren hat sich der Fokus eher zur nachfolgenden Eingliederung ins Russländische Reich verschoben, wobei oft strukturellen Merkmalen, die über die Region hinausreichen, besondere Aufmerksamkeit zukam. So auch bei der vorliegenden Studie: Sie kreist um das Phänomen von Gewalt im ethnokulturellen Diskurs – wird doch die indigene Bevölkerung Nordkaukasiens von auswärtigen Beobachtern seit Puškin und Lermontov oft mit dem Topos der Wildheit und Gewaltbereitschaft in Verbindung gebracht.

Entgegen vieler heutiger Forschungen, die den Ausnahmecharakter von Gewalt hervorheben, geht Gatagova davon aus, dass diese im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert ein Teil der kaukasischen Normalität gewesen sei, und versucht ihre Wurzeln anhand „objektiver Faktoren“ (wie geographische und ethnopsychologische Bedingungen) bzw. „subjektiver Umstände“ (wie die zarische Kaukasuspolitik oder der Wandel traditioneller Gesellschaftsformen) freizulegen. Dazu analysiert sie eine Vielzahl von Quellen: Militär- und Gerichtsakten, Aufzeichnungen von Zeitzeugen oder Pressestimmen. Ebenso sichtet sie die einschlägige Forschungsliteratur vom späten 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Als Rüstzeug wird die Methodik der ethno-sozialen und ethnohistorischen Anthropologie herangezogen. Gatagova betont, dass sie keinerlei Tendenz verfolge – der Kaukasus sei weder „Opfer“ noch „enfant terrible des Zarenreichs“.

In diesem Sinne diskutiert sie Gewalt zunächst im Kontext geographischer und topographischer Gegebenheiten (Hochgebirge), des Klimas, der ethnischen und religiösen Vielfalt wie auch des Platzes von Gewalt im traditionellen Bewusstsein der kaukasischen Bevölkerung: Jenseits eines platten Determinismus verlange nämlich die Notwendigkeit, mit der Natur umzugehen, bestimmte Strategien gesellschaftlicher Organisation und beeinflusse Migration u. ä. Dagegen seien lange Zeit weder Ethnizität noch Religion eine Quelle von Gewalt gewesen – erst mit der russischen Eroberung wurden sie gewissermaßen zu Katalysatoren.

In einem zweiten Schritt leuchtet Gatagova den *clash of cultures* (*vstreča kul'tur*) zwischen den traditionellen Gesellschaftsformen Kaukasiens und dem modernen strukturierten Zarenreich aus. Darin stand der durch die Unterwerfung ausgelösten Wertekrise der Kaukasier die durch Stereotypen belastete und daher ineffektive Verwaltung der Russen gegenüber: Für erstere war der Staat nie der ihre, letztere sahen in den Unterworfenen keine Bürger, sondern ein Problem. Weitere Abschnitte zeichnen die „Chronik des Ungehorsams“ nach, entwerfen eine „Morphologie kaukasischer Gewalt“ und analysieren die „staatlichen Rezepte zur Befriedung Kaukasiens“.

Im Mittelpunkt der Studie stehen typische Formen institutionalisierter Gewalt. Untersucht werden seitens der Einheimischen neben dem bewaffneten Widerstand gegen die Eroberer, der sich bis zum Ende des Zarenreichs in mehreren Aufständen und einer Vielzahl kleinerer Revolten entlud, vor allem die Blutrache, das Razziawesen und das Abrekentum. Bei letzterem zeigt die Verfasserin sehr anschaulich die funktionelle Wandlung des Begriffs auf. Ursprünglich war der *abrek* ein wegen schwerer Verfehlungen von seinem Siedlungs- oder Sippenverband Ausgeschlossener. Vogelfrei musste er versuchen, sein Leben im Kampf gegen die etablierte Gesellschaft zu fristen. Im Gefolge der Eroberungskriege wuchs den Abreken die Konnotation von bewaffneten Widerstandskämpfern zu. Nach 1890 sanken sie indes immer mehr zu kriminellen Banden ab, die durch bewaffnete Überfälle, Raubmord und Geiselnahme zwecks Lösegelderpressung die Bevölkerung terrorisierten. Auf der anderen Seite stand ein Staat, der in stetem Schwanken zwischen Zuckerbrot und Peitsche sein Gewaltmonopol nicht selten übertrieb. Dörfliche Revolten wurden bis 1917 meist militärisch, z. T. gar mit Artillerieeinsatz unterdrückt, verdächtige Siedlungen durch Einquartie-

rung von Truppen (die von den Dörfern zu alimentieren waren) gefügig gemacht. Ein weiteres Mittel der „Befriedung“ waren die massenhaften Deportationen von Einzelpersonen oder Familien nach Innerrussland oder Sibirien.

Bezüglich der Ursachen der geschilderten Formen von Gewalt und insbesondere der Aufstände verweist die Verfasserin auf das Versagen der russländischen Verwaltung. Ihr gelang es nicht, die Folgen der Eroberung und die Einbindung der noch recht archaischen Gesellschaftsformen des Nordkaukasus in das der Moderne zustrebende Zarenreich zu meistern. Das trieb die Bergbewohnerinnen und -bewohner ins ökonomische und soziale Elend: Der Strukturwandel im dominierenden Agrarsektor führte durch das Aufkommen der Geldwirtschaft und vor allem durch Landarmut im Gebirge zum Kollaps der traditionellen Wirtschaft, er bewirkte Auseinandersetzungen zwischen benachbarten Siedlungen und schuf ein Prekariat von Wanderarbeitern. Eine auch nur ansatzweise Industrialisierung der Region unterblieb dagegen, sieht man von der Erdölförderung und, in sehr geringem Maße, der Metallgewinnung nach 1900 ab. Ein verworrenes Rechtssystem für Einheimische, das gleichzeitig Normen des althergebrachten Gewohnheitsrechts (*adat*), der muslimischen *scharia* und russländischer Gesetze anwandte, trug ebenfalls wenig zur Beruhigung der Lage bei. Die aus alledem resultierende Krise traditioneller Werte konservierte nun paradoxerweise viele archaische Züge der nordkaukasischen Gesellschaft und spaltete die Bevölkerung in eine schmale Elite, welcher der Sprung in die Moderne gelang, und die breite Masse, bei der dies nicht der Fall war. Dass sich der Epochenwandel auch auf russländischer Seite unheilvoll auswirken konnte, zeigen die Passagen, in denen Gatagova die Rolle der Duma untersucht, die sich nach 1905 in die Kaukasuspolitik einmischte. Nun forderten Parlamentarier, denen es im Grunde nur um die eigene Profilierung ging, Rechenschaft von der regionalen Verwaltung unter dem kaukasischen *namestnik* (Generalstatthalter), der zuvor nur dem Zaren verantwortlich gewesen war, und drängten publikumswirksam zu härteren Maßnahmen. Auch die aufblühende russländische Presse nahm das Thema des nordkaukasischen Unruheherds dankbar und z. T. in reißerischer Manier auf.

Die Verfasserin schreibt in der Vorrede, dass ihre Studie versuche, bekannte und unbekannte Materialien zum Thema zu sichten und zu analysieren. Das ist ihr gelungen – auch wenn nicht alle Befunde wirklich neu sind und manche theoretische Überlegung etwas aufgesetzt wirkt, entwirft sie im Ganzen ein stimmiges und den bisherigen Forschungsstand übertreffendes Bild des gewählten Sujets. Gewöhnungsbedürftig ist vielleicht die schiere Überfülle an exemplarischen Fällen, auf deren ausführliche Schilderung Gatagova ihre Analyse stützt. Andererseits macht gerade jene Fülle die Darstellung höchst anschaulich und lässt den Nordkaukasus in der Spätphase des Zarenreichs für den Leser lebendig werden. Dabei argumentiert die Verfasserin stets streng historisch, sie verlässt nie den gewählten Zeitrahmen und zieht nirgendwo Vergleiche zu späteren Epochen. Vergewärtigt man sich aber das Schicksal Nordkaukasiens in der Sowjetära (stalinistische Deportationen!) oder gar in der heutigen Zeit, kommt vielen Aussagen des Buchs erschreckende Aktualität zu.

CLEMENS P. SIDORKO
Schopfheim



JGO 67, 2019/3, 520–521

Vittorio Hösle

Russland 1917–2017. Kultur, Selbstbild und Gefahr

Basel: Schwabe, 2017. 103 S. = Schwab reflexe, 51. ISBN: 978-3-7965-3636-6.

Der Philosoph und Literaturwissenschaftler Vittorio Hösle, der an der Universität Notre Dame lehrt, legt eine Essaysammlung zur russischen Kultur vor. Er konzentriert sich dabei auf drei Fragen: Woher rührt der außerordentliche Wert der russischen Literatur des 19. Jahrhunderts? Wie ist die sowjetische Revolution zu bewerten? Warum ist das heutige Russland gefährlicher als die Sowjetunion der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts?

Hösle beantwortet die Frage nach der Prominenz der russischen Literatur mit Verweis auf die verspätete kulturelle Entwicklung Russlands. Gerade der wahrgenommene Unterschied zwischen den Leistungen der „alten“ Nationen und der Rückständigkeit Russlands habe zu einem intensiven Nachdenken über die eigene Identität geführt (S. 24). Zum wichtigsten Medium dieser Reflexion sei der russische Roman des 19. Jahrhunderts geworden. Die Literatur habe eine gewaltige intellektuelle Anziehungskraft ausgeübt, weil die akademische Philosophie in Russland institutionell kaum ausgeprägt gewesen sei und keine politischen Partizipationsmöglichkeiten für die gebildete Gesellschaft existierten. Diese Einschätzung trifft zweifellos zu. Hösle zeichnet im Folgenden die wichtigsten Tendenzen in der russischen Prosa des 19. Jahrhunderts nach und verweist auf die prominente religiöse Dimension einiger Texte.

Der zweite Essay beschäftigt sich mit der Oktoberrevolution von 1917, die Hösle konsequent als „sowjetische Revolution“ bezeichnet. Dieser Begriff ist eine interessante Neuschöpfung, wird aber nirgends erläutert. Ebenso wenig geht Hösle auf die Frage ein, ob die Machtergreifung der Bolschewiki überhaupt eine Revolution gewesen sei – und nicht vielmehr ein Putsch, eine Palastrevolte oder ein Umsturz. Hösle beginnt mit einer Übersicht über geschichtsphilosophische Konzeptualisierungen der Revolution. Dabei hebt er Eugen Rosenstock-Huessys bereits zum Klassiker avanciertes Buch *Die europäischen Revolutionen. Volkscharaktere und Staatenbildung* (1931) hervor. Rosenstock-Huessys Ansatz bietet zwar die Grundlage für eine innovative Deutung der sowjetischen Revolution. Allerdings erscheint die Fixierung auf spezifisch nationale Charakteristika durchaus fragwürdig. Hösle übernimmt diese Konzeption aus der Vorkriegszeit und operiert immer wieder mit essentialisierenden Kategorien wie „Nationalcharakter“ und „Mentalität“. Wenn Hösle feststellt, dass es kein Zufall sei, dass der europäische Liberalismus auf einer Insel entstanden sei und die russische Autokratie auf die Weite der Landschaft und die mongolische Invasion zurückzuführen sein, dann bewegt er sich in problematischer Nähe zu historiosophischen Raumspekulationen, die sich nicht durch einen einfachen Disclaimer aus der Welt schaffen lassen („Die Analyse von Zusammenhängen zwischen geographischer Lage und politischem System hat ebenso wenig mit der verwerflichen geopolitischen Lehre zu tun, Staaten sollten zur Erhöhung ihrer Sicherheit bestimmte Nachbargebiete annektieren, wie die Feststellung, dass Menschen verschiedene Hautfarbe haben, mit Rassismus“, S. 50). Hösle führt die Dichotomie zwischen Russland und Westeuropa weiter in der Gegenüberstellung der russischen Orthodoxie mit den westlichen Kirchen. Problematisch ist hier vor allem die fehlende Differenzierung: Wie verhält sich in Hösles Mentalitätsgeschichte die russische zu den anderen orthodoxen Kirchen? Kann man den römischen Katholizismus und die

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

verschiedenen Protestantismen als „westliche Formen der Christenheit“ (S. 50) zusammenfassen und als Einheit behandeln? Schließlich weist Höhle auf das Fehlen einer bürgerlichen Mittelschicht in Russland hin. Dadurch habe die Autokratie in Russland viel härtere Züge als in Westeuropa angenommen. Hier müsste man die Frage stellen, ob nicht gerade die forcierte Europäisierung der russischen Kultur, der Verwaltung und des Bildungssystems eine scharfe Abgrenzung Russlands von Westeuropa konzeptuell verbietet.

Höhles dritte Frage ist eher eine These. Er nennt Putins Russland „gefährlich“ und vergleicht die heutige Situation mit der Brežnev-Zeit. Höhle macht fünf Gründe für seine Position geltend: Erstens unterscheide sich die aktuelle Kleptokratie des Kreml durch ihren Zynismus von den zumindest dem Anspruch nach hohen Idealen des Kommunismus. Zweitens habe sich das Sowjetregime weitgehend ruhig verhalten, während Putin in einem imperialistischen Expansionismus „das alte Territorium der Sowjetunion wiederherstellen“ (S. 87) wolle. Drittens sei Putin ein gewiefter Machtpolitiker, der vor Gewaltanwendung nicht zurückschrecke. Viertens suche Russland heute die Anerkennung des Westens. Und fünftens werde der Westen in einem Zustand der Krise wahrgenommen. Sowohl die Grundthese als auch die fünf Hauptargumente sind nicht überzeugend. Wenn Höhle Putins Russland „gefährlich“ nennt, macht er sich unwillkürlich zum Erfüllungsgehilfen der Machtpolitik des Kreml. Es geht bei den rhetorischen Drohgebärden ja nicht darum, eine reale Militärintervention anzukündigen, sondern sie zu ersetzen. Das gilt vor allem Putins Äußerungen zu möglichen atomaren Schlägen, die Höhle für bare Münze nimmt. Gegenüber dem Westen lautet die Botschaft des Systems Putin: „Ihr braucht mich nicht zu lieben, solange ihr mich fürchtet.“ Auch die einzelnen Begründungen für Höhles These sind kaum stichhaltig: Erstens glaubte in den siebziger Jahren schon niemand mehr ernsthaft an die kommunistische Utopie, zweitens führte das Sowjetregime zahlreiche Stellvertreterkriege auf der ganzen Welt, drittens hatte sich auch Brežnev an die Macht geputzt und zögerte nicht, in Prag militärisch zu intervenieren, viertens gab es auch in der Sowjetunion starke Anstrengungen, sich in der westlichen Öffentlichkeit als der „fortschrittlichste Staat der Welt“ zu positionieren, fünftens führte die Erdölkrise in den siebziger Jahren die Verletzlichkeit des kapitalistischen Systems vor Augen.

Höhles Essaysammlung ist kenntnisreich geschrieben und bietet überraschende Denkanstöße. Im Einzelnen sind seine Thesen jedoch oft holzschnittartig und in ihrer dichotomisch vorgehenden Argumentation fragwürdig.

ULRICH SCHMID
St. Gallen



JGO 67, 2019/3, 522–523

Angela Haas

Individuelle Migrationsentscheidungen und ihre Determinanten am Beispiel von Swerdlowsk 1945–1991. Soziale Netzwerke und ihre Wirkung vor dem Hintergrund anderer Migrationsfaktoren

Hamburg: disserta, 2016. 260 S., 51 Tab.- u. Graph. ISBN: 978-3-95935-324-3.

Die im Jahr 2015 vorgelegte Freiburger Dissertation ist im Rahmen eines DFG-geförderten Projektes zur räumlichen Mobilität in Russland im 20. Jahrhundert entstanden. Mit einem soziologischen Schwerpunkt („erklärende Soziologie“ S. 79) ist sie im weiten Feld der historischen Migrationsforschung angesiedelt und möchte zwei zentrale Anliegen bedienen: „theoretische Modellbildung einer Migrationsentscheidung“ und deren Überprüfung anhand selbst erhobener empirischer Daten (S. 15). Gefragt wird vor allem danach, welchen Einfluss soziale Netzwerke – die zwischenmenschlichen, nicht die virtuellen – sowohl am Ausgangs- als auch am Zielort auf die Wanderungsentscheidung hatten. Der untersuchte Zeitraum erstreckt sich über die gesamte Nachkriegszeit bis zur Auflösung der Sowjetunion.

Im ersten, theoretischen Teil (Kap. 2) unterzieht Angela Haas zunächst verschiedene soziologische Ansätze einer kritischen Analyse und entwickelt danach in Anlehnung an die *rational choice theory* das Drei-Stufen-Modell einer Migrationsentscheidung zu einem Dreischritt von Kognition, Evaluation und Selektion weiter. Der Autorin ist vor allem daran gelegen, die „wichtigsten Determinanten des Entscheidungsprozesses“ herauszuarbeiten, welche sie in sozialen Netzwerken sieht, da diese erst „Handlungsräume schaffen, indem sie auf der Basis des gegenseitigen Vertrauens Zugang zu Informationen und verschiedenen Ressourcenarten ermöglichen“ (S. 39).

Hypothesen, die überprüft werden, betreffen vor allem die Frage, ob Größe und Intensität der sozialen Netzwerke am Herkunfts- bzw. Zielort eine relevante Rolle bei der Migrationsentscheidung spielen, oder ob finanzielle oder kulturelle Gründe (kulturelles Kapital, S. 69–70) überwiegen. Die untersuchte Binnenmigration wird als ein Sonderfall der internationalen Wanderungsbewegung gesehen, da wichtige Hemmnisse wie Sprachbarrieren und Anerkennung von (Schul-) Abschlüssen entfallen.

Die Forschung beschäftigt sich nicht erst seit den großen Migrationswellen der letzten Jahre mit menschlichen Wanderungsbewegungen, und dementsprechend ist die Fülle der Literatur schier unüberschaubar. Eine sinnvolle Auswahl zu treffen, ist unter diesen Umständen nötig und unumgänglich. Dennoch verwundert es ein wenig, dass die von der Verfasserin berücksichtigten soziologischen Werke den Stand von vor zehn Jahren widerspiegeln und neueste Literatur zur historischen Migrationsforschung z. B. von Jochen Oltmer, Sylvia Hahn, Klaus J. Bade, Jan und Leo Lucassen etc. überhaupt keinen Eingang fand. Diese Lücke bedingt wohl auch einige blinde Flecken der Untersuchung.

Während aus soziologischer Sicht Stichproben geringen Umfangs ein Problem darstellen, gehören sie in der Geschichtswissenschaft zum täglichen Geschäft. Immerhin konnte die Autorin rund 300 Fragebögen von Migrantinnen und Migranten sowie Nicht-Migrantinnen und Nicht-Migranten auswerten (S. 100), wobei sie postuliert, dass Unterschiede im Migrationsverhalten von Frauen und Männern unbedeutend seien (S. 110). Indessen zeigt ihre eigene Befragung, dass bei Frauen

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

doppelt so oft wie bei Männern die Wanderungsidee nicht aus dem eigenen Haushalt, sondern durch soziale Netzwerke am Herkunftsort inspiriert war (S. 131, Abb. 18). Ein kurzer Blick in die Einführung von Sylvia Hahn hätte bestätigt, dass in der Tat „Geschlecht“ eines der wichtigsten Spezifika ist – man denke etwa an die Arbeitsmigration früherer Dienst- und Kindermädchen, aber auch heutiger Frauen und Mütter in sogenannte Industrieländer: Ihre Einbettung in soziale Netzwerke am Herkunfts- und Zielort unterscheidet sich fundamental von der der Männer.

Eines der interessanteren Ergebnisse der empirischen Auswertung besteht darin, dass bei der Migrationsentscheidung Informationen der sozialen Netzwerke am Zielort die häufigste Referenzquelle darstellten und dass diese offenbar durchweg unkritisch geglaubt wurden (S. 154). Nicht nur historisch bedeutsam ist außerdem die Erkenntnis, dass starke Bindungen am Herkunftsort sich mitnichten migrationshindernd auswirkten (S. 155), während Ausbildungsmöglichkeiten als wichtigstes Motiv für die Wanderungsentscheidung (S. 182–183) angegeben wurden. Diese Feststellung deckt sich laut Haas zwar nicht mit den theoretischen Annahmen der Migrationssoziologie, die unmittelbar ökonomische Beweggründe (besser bezahlte Arbeit) als häufigste Ursache angibt, wird aber von historischen Arbeiten zur Nachkriegssowjetunion gestützt, welche der Autorin allerdings offenbar nicht bekannt sind.

Mehr Aufmerksamkeit hätte nicht zuletzt der Redaktionsarbeit gutgetan: Mögen häufige orthographische Lapsi noch als Kavaliersdelikt durchgehen, sollten Wiederholungen ganzer Textpassagen wenn nicht der Autorin, so doch spätestens im Lektorat auffallen (S. 73 und 157). Auch die inkonsequente Verwendung von Namen wie im Falle von Sverdlovsk und – seit 1991 – Ekaterinburg (z. B. S. 100: Sverdlovsk für das Jahr 2015) tangiert zwar nicht den Kern der Arbeit, lässt aber doch einen ärgerlichen Mangel an Sorgfalt erkennen, der sich nicht auf Formalia beschränkt.

Ungeachtet der angemerkten Monita bietet die Arbeit interessante und lesenswerte Einblicke in die retrospektive Wahrnehmung der persönlichen Land-Stadt-Migrationserfahrung am Ural.

MARGARETE ZIMMERMANN

Greven

JGO 67, 2019/3, 523–525

Claire L. Shaw

Deaf in the USSR. Marginality, Community, and Soviet Identity, 1917–1991

Ithaca, NY, London: Cornell University Press, 2017. XVI, 292 S., 12 Abb.

ISBN: 978-1-5017-1378-1.

Jedem, der die *disability history* in ihren verschiedenen Formen noch immer als marginales Randgebiet der Geschichtswissenschaft betrachtet, auf das man als mainstream-Historiker getrost verzichten könne, sei dieses Buch wärmstens empfohlen. In großer Dichte, konzeptioneller Brillanz und eleganter Prosa schreibt Claire Shaw nicht nur eine Geschichte der Gehörlosen, sondern vielmehr die Geschichte der Sowjetunion aus einer bisher oft ignorierten, aber deshalb nicht weniger relevanten Perspektive.

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

Das Buch ist in sechs chronologisch angeordnete Kapitel gegliedert. Unter der Überschrift „Revolutionizing Deafness“ wird die Bedeutung des Jahres 1917 für Gehörlose in Russland deutlich, ebenso aber die ideologische und strategische Bedeutung der Gehörlosigkeit für die revolutionäre Bewegung. Der Anspruch, die Gesellschaft radikal zu verändern und vor allem marginalisierte und benachteiligte soziale Gruppen in den revolutionären Prozess einzubeziehen, ist in der Forschung bereits für Frauen, Kinder, natürlich Bauern sowie nationale/ethnische Minderheiten deutlich gemacht worden. Dass außer den Kategorien *gender*, *age*, *class* und *race* unbedingt auch *disability* in den Blick genommen werden muss, wird bei Shaw mehr als deutlich. Aus der Perspektive der *bo'ļeviki* erschienen gehörlose Menschen vor allem als „rückständig“ und als soziale Gruppe, deren großes Potenzial aufgrund mangelnden Wissens und gezielter Diskriminierung im vorrevolutionären Regime vernachlässigt worden war. Nun wurde Gehörlosigkeit zu einem Experimentierfeld für die neue Gesellschaft. Auf der Basis von Lev Vygotskijs sozial orientiertem Modell der *defektologija* entwarf man Strategien, um gehörlose Menschen zu produktiven sozialistischen Subjekten zu machen. Zu diesen Strategien gehörten natürlich Arbeit und Bildung sowie die Gründung der *Allrussischen Union der Taubstummen* (VSG), aber bei der konkreten Debatte über geeignete Formen der Integration wurde es bald problematischer, wie Shaw eindrücklich zeigt. Die Frage danach, ob eine Förderung der Gebärdensprache angezeigt sei oder ob vielmehr das Anpassen an die gesprochene Sprache (in erster Linie durch das Lippenlesen) der bessere Weg sei, blieb umstritten. Gerade die Auseinandersetzungen um dieses Thema machen immer wieder deutlich, wie viele Parallelen zwischen der Situation von Gehörlosen und der Stellung ethnischer Gruppen in der Sowjetunion zu beobachten sind: In beiden Fällen geht es um ein fundamentales Spannungsverhältnis von Integration und kultureller Selbständigkeit. Hinzu kommen – und auch dies bespricht Shaw ausführlich, insbesondere mit Blick auf die Schulbildung für gehörlose Kinder – Widersprüchlichkeiten und Unstimmigkeiten pädagogischer und defektologischer Theorien sowie die Kluft zwischen hochfliegenden Idealen und den oft ernüchternden Realitäten.

Diese grundlegenden Linien, die in der sehr lesenswerten Einleitung und im ersten Kapitel entwickelt werden, verfolgt Shaw weiter: In „Making the Deaf Soviet“ wird das nicht immer konfliktfreie Miteinander von Staat und Bürokratie, Gehörlosenvereinigungen (seit 1926 VOG, *Allrussischer Verband der Taubstummen*), Arbeitskooperativen und individuellen Betroffenen sehr plastisch. Wenn Shaw hier natürlich Hoffmann, Hellbeck und Kotkin zitiert, so bildet ihre Geschichte nicht nur eine ergänzende Anekdote zu den bestehenden Thesen und Debatten. Vielmehr werden sowohl die ehrgeizigen Ziele als auch die Grenzen und Probleme der Utopie auf neue Weise deutlich, sobald man sich fragt, in welchen Formen Gehörlose am so stark kommunikationsorientierten Projekt des „speaking Bolshevik“ beteiligt waren.

Der Zweite Weltkrieg veränderte die Situation gehörloser Menschen nochmals: Aus dem Dienst in der Roten Armee ausgeschlossen, wurden Gehörlose umso wichtiger als Arbeitskräfte, eine Erfahrung, welche die Identitätsbildung der zwanziger und dreißiger Jahre zementierte. Nach dem Ende des Krieges und mit der Rückkehr zahlreicher kriegsgeschädigter Soldaten (Beate Fieseler spricht von 2,5 Millionen Menschen) rückten Rehabilitationsmaßnahmen – des Einzelnen ebenso wie der gesamten Gesellschaft – in der politischen Agenda auf einen prominenten Platz und verliehen der VOG eine neue Bedeutung. Deren Bemühungen um Neustrukturierung, Mobilisierung und Integration verliefen jedoch keinesfalls reibungslos, und viele Veteranen, die im Krieg ihr Gehör verloren hatten, verweigerten die Mitarbeit. Hier wird erneut deutlich, wie komplex das

Konzept der Identität als „Gehörloser“ war. Individuelle psychologische Traumata spielen sicher eine Rolle, mindestens ebenso wichtig aber ist die Frage danach, ob und wie Gehörlose als einheitliche Gruppe und Kultur verstanden wurden (und sich selbst so verstanden).

Aus der Sicht der *deaf history* sind die poststalinistischen Jahre ein „Goldenes Zeitalter“. Die Nachkriegszeit hatte Definition und Identität der Gehörlosen gefestigt, und der neue (kontrollierte) Pluralismus der Chrusčëv-Zeit sollte auch dieser Gruppe neue Räume eröffnen. Diese Konstruktion blieb allerdings, und Shaw betont dies ausdrücklich und in Gegensatz zur These Denis Kozlovs vom „unmaking of Soviet subjectivity“, eng an die Konzepte sowjetischer Identitäten der Stalinzeit gebunden. Zudem gilt nach Shaw für eine Geschichte der Gehörlosen in der Sowjetunion auch nicht das Jahr 1956 als Zäsur; vielmehr ist hier bereits 1951 entscheidend, als Stalin eine Reihe gesetzlicher Maßnahmen zur stärkeren sozialen Eingliederung und der wohlfahrtsstaatlichen sowie politischen Förderung von Gehörlosen initiierte. Die Entstehung neuer Institutionen und sozialer Räume für die Gemeinschaft der Gehörlosen stärkte die Identitätsbildung und das Verständnis als positiv definierte kulturelle Gruppe. Dass dieser gesamte Prozess eine starke propagandistische Komponente hatte, die auch im Wettkampf des Kalten Krieges eine wichtige Rolle spielte, überrascht nicht.

Für die Brežnev-Ära entwickelt Shaw ein Bild, in dem Stagnation und soziale Interaktion gleichermaßen eine wichtige Rolle spielen. Frustration der jungen Generation, Hoffnung auf technische Fortschritte, neue Tendenzen der Medikalisierung und Auflösungserscheinungen dessen, was Shaw als „deaf-sovietness“ bezeichnet, prägten die Gehörlosengemeinde dieser Zeit. Der generell wichtige „generation gap“ und die beengenden bürokratischen Strukturen führten zu erneuten Ausgrenzungen und einer Schwächung von Identität, aber auch Identitätspolitik der Gehörlosengemeinde.

Claire Shaw hat ein Buch geschrieben, das auf beeindruckende Weise die Kategorie *disability* in die Forschung zur Sowjetunion einbringt. Dabei vermeidet sie sowohl die klassische *top-down*-Geschichte als auch allzu klare Narrative von *empowerment*, Integration oder Ausgrenzung. Dies ist weder eine Erfolgs- noch eine Leidensgeschichte. Stattdessen geht es hier klar um Experimente, Erfahrungen und Aushandlungen und um die Perspektive einer in sich ausgesprochen heterogenen, aber dennoch um Identität ringenden sozialen Gruppe.

MARTINA WINKLER

Kiel

JGO 67, 2019/3, 525–528

Konstantin S. Drozdov

Politika ukrainizacii v Central'nom Černozem'e, 1923–1933 gg.

[The Politics of Ukrainisation in the Central Black Earth Region, 1923–1933]. Moskva:

IRI RAN, 2016. 487 S., 25 Tab. = Historia Russica. ISBN: 978-5-8055-0300-0.

Konstantin S. Drozdov's monograph on the Ukrainisation Policy in the Central Black Earth region, 1923–1933, breaks new ground in Ukrainian history. Certainly, the story of Ukrainisation in the

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

Ukrainian Socialist Soviet Republic (*Ukrayins'ka Sotsialistichna Radyans'ka Respublika*, hereafter, USSR) is relatively well known: in 1923, as part of the Union-wide policy of *korenizatsiia* (indigenisation), the Ukrainian Bolsheviks undertook measures that promoted the Ukrainian language and culture and recruited Ukrainians to the party and state apparatus in order to gain acceptance for the Soviet regime among Ukrainians. However, the Ukrainisation of the Ukrainian minority in the Russian Soviet Federative Socialist Republic (hereafter, RSFSR) has so far received little attention.

In order to fill this gap, Drozdov studies the *gubernii*s of Kursk and Voronezh, which, together with two other *gubernii*s, were merged to form the Central Black Earth *oblast'* (hereafter TsChO) in 1928. A large number of settlers from the area of today's Ukraine had moved there in the 18th and 19th centuries. While they preserved their own language and customs, their close social and economic ties to Russians produced, argues Drozdov, a mixed ethnic group "halfway" between Ukrainians and Russians.

The Bolsheviks introduced Ukrainisation as a response to the surprising success of the Ukrainian national movement in the 1917–1921 civil war. Although the Kursk and Voronezh *gubernii*s had only been under Ukrainian rule for a short period, here the policy was intended to counteract any possible resentment among the Ukrainian minority who had been left in the RSFSR when its boundary with the USSR was redrawn in the early 1920s. Drozdov identifies three periods of Ukrainisation: (1) The years 1923–1925 saw the attempt to Ukrainise primary schools and cultural-educational institutions; this activity was largely "spontaneous", conducted by local, often non-party actors, with very little central control. (2) In the next period, 1926–1929, the party sought to regain control of Ukrainisation. They undertook to Ukrainise the lower levels of the party-Soviet, administrative and judicial apparatus in the Ukrainian-speaking regions. (3) The period 1930–1932 was the era of forced and intensified Ukrainisation during Stalin's revolution from above. Initially, claims Drozdov, the Bolsheviks saw it as a means of aiding collectivisation.

The Soviet authorities were trying to create a Ukrainian-speaking school and administrative system from scratch. Consequently, it faced significant hurdles. Many Bolsheviks in the local administrations viewed the policy with distrust, seeing it as an expression of Ukrainian nationalism, and resisted it passively. The local Ukrainian intelligentsia was only small, and the Ukrainian peasants were often rather indifferent. There was often a lack of funds, few officials spoke Ukrainian and there was a widespread perception that local Ukrainians were so Russified anyway that they did not need the policy. Drozdov nevertheless emphasises that by the end of the policy, Ukrainisers were achieving many of their goals. However, they could only do so with the backing of the state. As such, he characterises the policy as "artificial", imposed from above, rather than emerging from below. It could only survive as long as the state backed it, and there was very little protest when it was abandoned.

The end of Ukrainisation coincided with the man-made famine of 1932–1933. Drozdov rejects the idea that the famine was an act of genocide against the Ukrainian people but follows Terry Martin's "national interpretation of the famine" linking the nationalities policy to the grain crisis: the Bolshevik leadership blamed the supporters of Ukrainisation for the failure to meet the quotas. They ended the policy in the TsChO because they feared that the nationalist intelligentsia expelled from their positions in the USSR and peasants from the Ukrainian Republic searching for food would move to the Ukrainian-speaking regions of the RSFSR and spread opposition to collectivisation among local Ukrainians. The agricultural policy was not an attempt to change nationality

policy; instead, Ukrainisation was abandoned as a result of the grain crisis. Thereafter, the number of Ukrainians fell in the RSFSR, less as victims of the famine, and more because they now had more reason to declare themselves as Russians. Nevertheless, a mixed Russo-Ukrainian identity persists to this day. This account is generally convincing and substantiated by an impressive array of archival research.

Drozdov acknowledges that the famine was worst in the Ukrainian-speaking areas of the TsChO. However, he denies that this indicates genocidal intent. The Ukrainian-speaking areas were also those whose economy revolved around wheat production. Consequently, they were the regions that underwent the most extensive and rapid collectivisation and were subjected to the highest grain quotas. This meant that the starvation was worse here. Drozdov's argument is entirely plausible; it echoes some of the research on the Ukrainian Soviet Republic. However, since the regions' ethnic and economic profiles *both* made them, in the conditions of the early 1930s, vulnerable to famine, it hardly settles the debate as to which element was more significant.

Moreover, one aspect is missing from Drozdov's account. He presents the early 1930s as the highpoint of Ukrainisation in the TsChO, during which it had full support of the party leadership. In 1931, only a year before the end of Ukrainisation, he claims, one could not have predicted the demise of the policy. However, this ignores that in the USSR, there were repeated controversies over the attempts by committed Ukrainisers to expand the policy that provoked denunciations from the central leadership, for example the Shums'kyi and Khvylovyyi affairs. Having taken place in the USSR, Drozdov does not examine them. Yet, as Drozdov himself acknowledges, events in the USSR had an impact on the development of Ukrainisation in the RSFSR. The conflicts over Ukrainisation among the Ukrainian Bolsheviks were the background to the central leadership's belief that the policy was responsible for the failure to meet grain quotas. When one includes these developments in the narrative, the change in policy in 1932 does not seem so sudden or unpredictable. In addition, when citing Terry Martin, Drozdov only refers to (the Russian translation of) Martin's monograph *The Affirmative Action Empire* (Ithaca, 2001). This states that the Bolsheviks reached the "national interpretation of the famine" at the end of 1932, whereas slightly more recent research by Martin (*The 1932–33 Ukrainian Terror. New documentation on surveillance and the thought process of Stalin*, in: *Famine-Genocide in Ukraine, 1932–1933. Western Archives, Testimonies and New Research*. Ed. by Wsevolod W. Isajiw. Toronto, 2003, pp. 97–114.) indicates that it took place earlier in the year.

The monograph lacks maps showing the administrative divisions of the Kursk and Voronezh guberniias and the TsChO: often the author runs off figures demonstrating the rate of Ukrainisation in various *okrugs* and *uezds*, but without a map helping the reader visualise these areas, they are just long lists of names and numbers.

Similarly, the author often quotes at length from numerous reports and resolutions, or paraphrases the contents of entire documents. It is not always clear why so much information is needed; often the level of detail threatens to obscure the overall argument. The extraordinary novelty of a Ukrainian-speaking school and administrative system created many hurdles, and the reports on the policy often described it in terms of deficiencies; indeed, the very purpose of such reports is to outline deficits with the aim of overcoming them. When quoted at length, this can obscure the advances made. Certainly Drozdov always reminds the reader of such progress in his regular summaries. Nevertheless, the extensive quotations give an unnecessary impression of a gap between the sources cited and the conclusions reached.

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

Despite these minor criticisms, Drozdov's research is a very welcome addition to the historiography. It enriches our understanding of the period through a wealth of empirical information and largely sound argumentation. On its own, it may not settle the fiercest controversies, but it does move us toward finding more persuasive answers.

CHRISTOPHER GILLEY

Durham, UK

JGO 67, 2019/3, 528–531

Esther Meier

Breschnews Boomtown. Alltag und Mobilisierung in der Stadt der LKWs

Paderborn: Schöningh, 2016. 303 S., 63 Abb. ISBN: 978-3-506-78193-2.

„Sie ist, zum Teufel, nicht die Stadt Brežnev, sie ist Naberežnye Čelny!“ (S. 215). Mit diesen Gedichtzeilen protestierte Ende 1982 die in Naberežnye Čelny lebende Schriftstellerin Inna Limonova gegen die Umbenennung ihrer Stadt zu Ehren des jüngst verstorbenen Generalsekretärs der KPd-SU. Limonova war 1972 als junge Frau aus Čeljabinsk in die boomende tatarische Stadt gezogen, die gut 200 km östlich der Republikhauptstadt Kazan' an der Kama liegt. Zunächst verputzte sie neue Gebäude, die auf der Großbaustelle emporschoßen, und absolvierte ein Fernstudium am Moskauer Gor'kij-Institut für Literatur. Der Bau des Lastwagenwerks KamAZ zog ab 1969 viele Menschen aus der ganzen Sowjetunion nach Naberežnye Čelny. Das Unternehmen stellte neben der Baikal-Amur-Magistrale und dem Autowerk VAZ in Tol'jatti eines der größten Prestigeprojekte der Brežnev-Ära dar und wurde namentlich sogar zu deren Symbol erhoben.

Esther Meier analysiert in ihrer an der Helmut-Schmidt-Universität Hamburg verteidigten Dissertation die Geschichte dieser sozialistischen Modellstadt aus mehreren Perspektiven. In sechs Kapiteln beleuchtet sie ein facettenreiches Spannungsfeld zwischen zentralen Herrschaftsansprüchen und Alltag vor Ort, zwischen den alten und neuen Einwohnern, zwischen Tataren und Russen, zwischen post-stalinistischen Mobilisierungsstrategien, neuen Identifikationsangeboten des Regimes und den steigenden Erwartungen der Sowjetbürger an Lebensstandard, Bildung und sozialen Aufstieg. Die Verfasserin nimmt die Menschen als Akteure ernst, die die neuen post-stalinistischen Handlungsspielräume ausloteten und sich aneigneten. Dazu stützt sie sich auf Alf Lüdtkes Begriff des Eigensinns, mit dem sie binäre Erklärungsmodelle ablehnt, da diese viele Handlungen als Widerstand werten, aber oft nur die Fremdzuschreibungen der Mächtigen reproduzieren (S. 16 f.). Mit ihrer lokalen und akteurszentrierten Perspektive zeichnet sie ein dynamisches und vielschichtiges Bild des Alltagslebens, das die zuletzt stark bezweifelte These von der Stagnation der siebziger Jahre nachdrücklich und empirisch gesättigt als obsolet erscheinen lässt.

Im zweiten Kapitel analysiert die Verfasserin die Auswahl des Standorts für das zukünftige Lastwagenwerk. Die Frage, wie in der Sowjetunion politische Entscheidungen getroffen worden sind, ist für das Verständnis des Herrschaftsstils zentral, aber bislang noch wenig beleuchtet worden. Meier zeigt hier die Handlungsmöglichkeiten der lokalen Akteure auf, die in Naberežnye Čelny

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

dem Zentrum vorgriffen und im Juli 1969 bereits den Grundstein für das Werk legten, bevor das ZK der KPdSU und der Ministerrat die Entscheidung verkündet hatten (S. 33–35). Auch in anderen Bereichen konnte von zentraler Planung und Lenkung im eigentlichen Sinne kaum die Rede sein. Dem Großprojekt, an dem über 2000 Unternehmen beteiligt waren, fehlte eine zentrale Koordinationsstelle. Zudem wurde zeitgleich geplant und gebaut. Dies hatte zur Folge, dass sich die Architekten mangels Zeit an Tol'jatti orientierten und in Naberežnye Čelny in den ersten zwei Jahren ohne Generalplan bauten (S. 40). Angesichts dieser Unprofessionalität überrascht es wenig, dass manches wieder abgerissen werden musste, während viele geplante Gebäude niemals fertiggestellt worden sind.

Die mediale Berichterstattung und die künstlerischen Produktionen über KamAZ stehen im Mittelpunkt des dritten Kapitels. Um die Sowjetbürger für das Projekt zu mobilisieren, wurden die Stadt und das Lkw-Werk zu präsenten Motiven in Literatur, Musik, bildender Kunst und Film. Literaten, Musiker und Journalisten reisten nach Naberežnye Čelny, um den Aufbau in Augenschein zu nehmen. Das Regime propagierte in großen Medienkampagnen das entstehende Industriezentrum als „Stadt der Zukunft“. Zwar wurde das Projekt als multiethnisches Gemeinschaftsunternehmen konstruiert, doch war Russisch auch für Tataren die Sprache des Aufbaumythos und des sozialen Aufstiegs.

Die Zuwanderer kamen aus verschiedenen Motiven in die Stadt, wie Kapitel IV analysiert. KamAZ versprach bessere Konsummöglichkeiten und – für viele entscheidend – eine eigene Wohnung: „1 % Romantik, 99 % Wohnung“, fasste einer der Zeitzeugen, den die Verfasserin für ihre Studie interviewt hat, prägnant seine Beweggründe zusammen (S. 79). Die „Stadt der Zukunft“ war durch den starken Zuzug von Neuankömmlingen zunächst eine Stadt der Jugend. Die Mobilisierung sprach vor allem junge Menschen und, anders als zuvor Magnitogorsk, deutlich stärker Frauen an. So erwarb sich Naberežnye Čelny auch den Ruf einer „Stadt der Hochzeiten“, in der bald ein Babyboom einsetzte. Die unionsweite Mobilisierung brachte viele Russen nach Naberežnye Čelny, die die tatarische Stadt fortan dominierten. Die Gruppe der Migranten und Migrantinnen war sozial und ethnisch heterogen, darunter anfangs vor allem tatarische Zuwanderer aus den umliegenden Gebieten. Dann kamen insbesondere junge, überwiegend russische und oft akademisch gebildete Fachkräfte aus anderen Städten hinzu. In den achtziger Jahren zog sich das Zentrum aus dem Projekt organisatorisch zurück. Dafür kamen erneut mehr Menschen mit geringerem Bildungsniveau aus dem näheren Umland. Insgesamt stieg der Anteil der Tataren, Tschuwaschen und anderer nicht-russischer Ethnien wieder deutlich an (S. 62–65).

Der hohe Zustrom in die Stadt und die guten Aussichten auf eine eigene Wohnung hießen nicht, dass alle blieben. Gerade Angehörige der technischen Elite nutzten die Stadt als zeitweiliges Sprungbrett in den Westen. Viele, die den Eiffelturm sehen wollten, haben in den siebziger Jahren einen Umweg über Naberežnye Čelny gemacht. Und wer ihn gesehen hatte, habe den Ort wieder verlassen (S. 85). KamAZ öffnete durch die wirtschaftlichen Kooperationen mit Unternehmen jenseits des Eisernen Vorhangs auch ein Fenster nach Westen. Anders als die stalinistischen Großprojekte zog das Werk jedoch deutlich weniger Aufmerksamkeit im westlichen Ausland auf sich (S. 47–48).

Utopische, mitunter ambivalente und widersprüchliche Raumkonstruktionen spielten in der „Stadt der Zukunft“ eine auffällige Rolle. Die Propaganda schuf einen „Mythos des leeren Raums“ (S. 91), wo keiner war, da die Zuwanderer als Pioniere und Helden in die neue Stadt ziehen sollten.

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

Tatsächlich war die landschaftlich schön gelegene und bis dato eher unbekannte Stadt keine Neugründung. Der Boden, auf dem die Stadt entstand, war nicht „jungfräulich“, wie die Propaganda behauptete. Vielmehr lebten hier zu Baubeginn 1969 bereits knapp 40.000 Einwohnerinnen und Einwohner, für deren Leben das Großprojekt eine immense Zäsur darstellte.

Diese Inszenierung der neuen Stadt analysiert Meier ebenso wie die Stimmen der Alteingesessenen, die sich gegen die Kolonisierung aus dem Zentrum zur Wehr setzten, in Kapitel V. Es waren oft die sogenannten Dorfschriftsteller, die mit ihrer Sprache das Volk adressierten und die neuen Kommunikationsspielräume der späten Sowjetunion nutzten. Überhaupt waren es lokale Akteure, alte und neue Bewohner, die dem im Zentrum entworfenen Mythos um den leeren Raum eine deutliche Absage erteilten (S. 96–109).

Lokale Besonderheiten spiegelten sich auch in dem Versuch, den Plattenbauten in Naberežnye Čelny Individualität und Identität zu verleihen. Jeder Mikrorayon erhielt eine eigene Farbgestaltung und Musterung. Geometrische und florale Dekore sollten die tatarische Nationalität und den Islam repräsentieren. So mischten sich im Stadtbild Internationalismus, „nationale“ Architektur und Folklore. Sie ließen Naberežnye Čelny deutlich bunter erscheinen als andere sowjetische Städte (S. 124–130).

Kapitel VI und VII zeigen exemplarisch die Stärke des hier gewählten alltagsgeschichtlichen Zugriffs für die Gesellschaftsgeschichte der späten Sowjetunion. Meier arbeitet eindrücklich die Diskrepanzen zwischen Stadtplanung und Umsetzung, zwischen den steigenden Erwartungen der Menschen und den blumigen Versprechungen des Regimes heraus, die bei weitem nicht eingehalten wurden. Der Bau von Wohnungen, Geschäften, Theatern, Kinos, Museen, Bibliotheken, Kitas und Krankenhäusern blieb zum Teil deutlich hinter den Planungen zurück. Obwohl auch Erfolge und kreative Lösungen zu verzeichnen waren, urteilt die Verfasserin, dass Naberežnye Čelny „als Gesamtkonzept gescheitert“ sei (S. 152).

Das letzte Kapitel zeigt, wie stark das Verhältnis von Herrschaft und Alltag in der Sowjetunion von Konsumchancen und Privilegien abhing. Der Betrieb verteilte Wohnraum, regelte den Zugang zu Freizeitangeboten oder Konsumgütern. So war der Arbeitsplatz Ort der Disziplinierung und Mobilisierung zugleich. Die Losung „Wir bauen KamAZ, und KamAZ baut uns! (*My stroim KamAZ, i KamAZ stroit nas!*)“ kondensierte diese identitätsstiftende Funktion des Betriebes (S. 165). KamAZ versinnbildlichte dabei die Dominanz des Russischen: Das Werk war russischer als die tatarische Stadt; Slaven, vor allem Russen, dominierten unter den Führungskräften. In der Logik der sowjetischen Verteilungspolitik profitierten daher Russen am meisten: Sie wohnten besser und konsumierten mehr. Allerdings wandelte sich das Verhältnis, denn KamAZ schuf auch tatarische Kader, deren Anteil sukzessive zunahm.

Der Anspruch des Regimes, die Menschen zu disziplinieren und zu erziehen, zielte nicht zuletzt darauf, deviantes Verhalten zu verhindern. Er zeugte jedoch auch von der Sorge um die Arbeitsdisziplin. Ihr größter Feind, der zugleich den Zusammenhalt vieler Familien und Ehen bedrohte, war der Alkohol; und auch beim Trinken glichen sich Russen und Tataren in Naberežnye Čelny einander eher an (S. 189).

Der Schluss kontextualisiert die Ergebnisse mit einem Ausblick auf die Jahre des Umbruchs und der Transformation. KamAZ wurde bereits 1990 in eine Aktiengesellschaft verwandelt und fand sich unter den neuen ökonomischen Bedingungen schneller und erfolgreicher zurecht als die meisten anderen sowjetischen Unternehmen. In der Stadt radikalisierten sich allerdings tatarische

Nationalisten. Die Ittifak erklärte die Scharia zwar zur Rechtsgrundlage der autonomen Republik, eine islamistische Massenmobilisierung blieb jedoch aus.

Inwieweit war KamAZ eine spätsowjetische Erfolgsgeschichte? Die Antwort bleibt ambivalent. Das Unternehmen brachte für viele Menschen Bildung und sozialen Aufstieg nach Tatarstan. Auf lokaler und regionaler Ebene bildeten sich so auch in der Brežnev-Ära neue Eliten, die zwar nicht an die Schalthebel der Macht in Moskau gelangten, dafür aber im Vergleich zu den stalinistischen Großprojekten ganz andere Handlungsspielräume zu ihren Gunsten nutzen konnten. Zudem änderte sich vor Ort das Zusammenleben: Die Mikrorayons integrierten kulturelle und ethnische Unterschiede, sie schufen, wie diese Studie belegt, neue räumliche Identitäten. Dennoch wurden während der neunziger Jahre lokale Stimmen laut, die Naberežnye Čelny als Integrationsprojekt für gescheitert hielten (S. 225).

Die Autorin hat diese Mischung aus Attraktivität und Schattenseiten auf einer breiten Quellengrundlage herausgearbeitet. Dies ist eine große Leistung des Buches. Es löst zudem einleuchtend heuristische Vorannahmen auf, auf deren Grundlage das spätsowjetische Leben vor allem mit Blick auf binäre Sphären interpretiert worden ist. Diese Studie zeigt, dass lokale Eigenmächtigkeiten letztlich ebenso herrschaftsstabilisierend wirkten wie der Rückzug ins Private. Auch die Gegenüberstellung von Mangel und Konsum sind mindestens ebenso Ausdruck gesteigerter Erwartungen und neuer Bewertungsmaßstäbe wie Hinweis auf verfehlte Planungen. Wer mehr von der spätsowjetischen Geschichte verstehen möchte, sollte dieses wichtige Buch lesen.

KIRSTEN BÖNKER

Bielefeld

JGO 67, 2019/3, 531–533

Sud'by tvorčeskogo nasledija otečestvennyh istorikov vtoroj poloviny XX veka [Das Schicksal des schöpferischen Erbes der vaterländischen Historiker der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts]

Sost. Anna L. Choroškevič. Moskva: Akvarius, 2015. 439 S. ISBN: 978-5-8125-2103-5.

Dieses Buch ist Aleksandr Aleksandrovič Zimin (1920–1980) gewidmet, genauer gesagt, handelt es sich um eine Annäherung an diese große Historikerpersönlichkeit, um einen Blick auf die sowjetische Geschichtswissenschaft durch die Brille des Gelehrten. Die Herausgeberin Anna Leonidovna Choroškevič hat sich zusammen mit ihrem Kollegen Sergej Michajlovič Kaštanov, in der Pflicht gesehen, gewissermaßen als noch „lebende Schüler und letzte Testamentsvollstrecker“ (S. 2), dem wissenschaftlichen Erbe des Lehrers den Dienst der Veröffentlichung und Bewahrung zu leisten. Was sie mit vielen anderen Historikern, die in dem Buch genannt werden, eint, ist der Forschungsschwerpunkt: die Entwicklung der Moskauer Rus' vornehmlich im 15. und 16. Jahrhundert, die wirtschaftlichen und sozialen Grundlagen sowie die kulturelle Entwicklung des sich entfaltenden Zentralstaates.

Im Mittelpunkt des Bandes stehen Texte aus der Feder Zimins – mit rund 350 Seiten nehmen sie auch den größten Raum ein. Es handelt sich dabei um ganz persönliche Aufzeichnungen des

Autors, die er unter dem Titel *Tempel der Wissenschaft (Gedanken über Erlebtes)* zusammengefasst und mehrfach überarbeitet hat. Hier wird die zweite Fassung von 1976 vorgelegt, in zwei Fällen eine Synopse der zweiten und dritten Fassung. Seinen Notizen und Skizzen, die er, wie die Anrede „Lieber Leser!“ (S. 38) zeigt, offensichtlich irgendwann einmal der Öffentlichkeit zugänglich zu machen beabsichtigte, hat Zimin ein Bekenntnis zur Wissenschaft vorangestellt, zur Wissenschaft als große Liebe und anspruchsvolle Aufgabe, zur Demut und Individualität des Wissenschaftlers. Einige Notizen betreffen allgemeine Themen, so z. B. „Disziplin“, worin es um die Institutsarbeit geht, oder „Nebenverdienst“, wo er sehr offen (unter Nennung der Namen) die einträglichen Nebentätigkeiten der Kollegen aufs Korn nimmt. In den meisten Texten äußert sich Zimin über Kolleginnen und Kollegen, die sich im Wesentlichen mit Themen aus dem gleichen Zeitraum wie er befassen. Hier finden sich Passagen sehr unterschiedlicher Länge, von Passagen von ein bis zwei Seiten bis zu auf einen einzigen Satz kondensierten Bemerkungen. Er beschreibt Biographien, Werdegänge, Verhaltens- und Arbeitsweisen sowie Begegnungen und verhehlt dabei seine Meinung keineswegs. Angesichts der Menge der Namen und Begebenheiten, die in bunter Fülle vorüberziehen, verbietet sich ein detaillierteres Referat. Als ein Beispiel für Zimins Betrachtung seiner Kollegen mag der vergleichsweise lange Artikel über Lev Vladimirovič Čerepnin (1905–1977) dienen, einen der bekanntesten und einflussreichsten Vertreter der sowjetischen Geschichtsschreibung über die Moskauer Rus'. Schon die Überschrift kündigt von der Mischung aus Respekt, Kritik und Ironie, wie sie nur aus einer Verbindung von Bildung, Scharfsinn und Humor erwachsen kann und die den Stil des Autors ausmacht: „Der so große und so unglückselige Lev“. Dann beginnt der Text: „Mein Gott! Und da ist Levuška Čerepnin [...]. Dieser selbige, der die Studenten mit seinem Temperament als Forscher und Lehrer gefangen nahm, indem er vor ihnen die Werkstatt des schöpferischen Gelehrten öffnete. Dieses Wunderkind, das zu den schönsten Hoffnungen berechtigte und dem es, wie man annehmen durfte, beschieden war, ein würdiger Nachfolger der in Vergessenheit geratenen Alten zu werden [...]“ (S. 68) Und dann beschreibt Zimin den Weg seines großen Kollegen durch ein Wissenschaftlerleben, das ihn zu höchsten Ämtern, aber auch zu einer Erstarrung führte und zu „einer der tragischsten Figuren unserer Wissenschaft“ (S. 68) werden ließ. In den Notizen über Vladimir Terent'evič Pašuto (1918–1983) – Überschrift: „Ein guter Junge, unser Pašuto“, übernommen aus einem Vierzeiler, den Studenten auf ihn gedichtet hatten (S. 223, 231) – fehlt selbstverständlich nicht ein Abschnitt über dessen Auseinandersetzung mit der westdeutschen *Ostforschung*. Die Kontroverse mit Klaus Zernack, dem Pašuto vorwirft, die sowjetische Forschung insbesondere zum *veče* nicht zur Kenntnis genommen zu haben, wird erwähnt, ebenso seine Rezension zu Günther Stöckls Buch *Osteuropa und die Deutschen*, die 1968 in den *Voprosy istorii* unter dem bemerkenswerten Titel *Professor Stöckl denkt über die Lehren der Geschichte nach* abgedruckt wurde. Zimin verhehlt nicht, dass er mit den Kämpfen und dem Verhalten des Kollegen nicht viel anfangen kann. Sein Lob hält er aber auch nicht zurück, so etwa zu Pašutos Buch über *Die Außenpolitik der Alten Rus'*, das er für eines seiner besten hält. Im Ganzen scheint es, als sei der „Tempel der Wissenschaft“ nicht ganz ohne Ironie als Überschrift gewählt worden.

Den Rahmen des Buches bilden mehrere Beiträge, die der Würdigung Zimins und seines Werkes gelten. Nach ihrer Einleitung berichtet die Herausgeberin in zwei Aufsätzen über Zimins Texte, seinen Stil und die nicht einfache Arbeit an der Edition. In einem der abschließenden Beiträge nennt sie ihn ein indirektes Opfer des Umsturzes vom Oktober 1917, ein *podranok Oktjabrja* (S. 412), und wendet auf ihn Puškins Satz an: „Es war ein Einfall des Teufels, mich in Russland geboren werden zu lassen, mit meinem Verstand und Talent.“ (S. 412).

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

Bibliographien der Werke Zimins, die zwischen 2001 und 2010 erschienen sind, und der Literatur der Jahre 2000 bis 2015 über ihn sowie eine Entschlüsselung der von Zimin verwendeten Kurz- und Kosenamen ergänzen den Band. Wünschenswert wäre allerdings ein Namensregister gewesen, mit dessen Hilfe der Leser gezielt durch die Vielfalt der Texte zu den Personen seines Interesses gelangen könnte. Insgesamt bleibt der Eindruck von einer souveränen Persönlichkeit, die sich auch unter den in der Sowjetunion herrschenden Bedingungen die Freiheit der Wissenschaft, des scharfsichtigen Urteils und des ungezwungenen Stils bewahrt hat.

HANS HECKER

Düsseldorf/Köln

JGO 67, 2019/3, 533–536

Chris Miller

The Struggle to Save the Soviet Economy. Mikhail Gorbachev and the Collapse of the USSR

Chapel Hill, NC: University of North Carolina Press, 2016. XVII, 244 S., 11 Graph. = The New Cold War History. ISBN: 978-1-4696-3017-5.

In seiner Studie untersucht Chris Miller, nach welchem Vorbild Michail Gorbačev seine ökonomische Reformpolitik ausrichtete. Er hält China für das Modell. Das überrascht und erweist sich zugleich als anregend. Als Aufhänger wählt er die blutige Niederschlagung der chinesischen Demokratiebewegung auf dem Tian'anmen-Platz. Der Protest brach nach Gorbačevs Pekingbesuch im Mai 1989 aus. Die Demonstranten verlangten ein Einschwenken auf dessen Demokratisierungskurs (S. 1–2). Ins Zentrum seiner Untersuchung stellt Miller aber die Frage, ob Gorbačev den chinesischen Weg hätte gehen können: „Many Russians wonder whether they would be better off had they taken China's path of authoritarian capitalism from the beginning“ (S. 3). Es lohnt sich, dieser Frage näher nachzugehen.

Zum Nachweis, dass Gorbačev für seine „Marktreformen“ China als Vorbild wählte, wertet Miller einschlägiges Archivmaterial aus: u. a. die Publikationen der Forschungsinstitute und die Politbüro-Protokolle. Er hält fest, dass westliche Berater erst nachfolgend unter El'cin eine entscheidende Rolle spielten (S. 19).

Im ersten Kapitel untersucht Miller die Wurzeln der sowjetischen Wirtschaftsreform (S. 11–30). Die *perestrojka* sei kein weiterer Versuch gewesen, Russland dem Westen anzugleichen. Anfang der achtziger Jahre hätte Osteuropa seine Rolle als Vorbild durch die Schuldenkrise und die damit verbundenen politischen Unruhen verloren gehabt. Auch der Westen sei als Modell verworfen worden: Die Studien des Kanada-Instituts beschrieben die Wirtschaftskrise in den USA und betonten, dass Japan aufhole (S. 21–22). Gorbačevs Berater Evgenij Primakov sah die Pazifikregion als neues Zentrum der Entwicklung in der Welt, und Miller behauptet: „A key proponent of pivoting to Asia sat at the top of the Soviet hierarchy: Mikhail Gorbachev“ (S. 27).

Das zweite Kapitel stellt sowjetische Bewertungen der Entwicklung Chinas nach Mao vor (S. 31–54). Vor allem der Politologe und einflussreiche Journalist Fedor Burlackij habe früh die Be-

deutung Chinas erkannt, während das Ostasien-Institut lange an der offiziellen Propaganda-Linie gegen China festhielt (S. 38). Burlackij versuchte zu vermitteln, wieso die chinesischen Reformen auch die Sowjetunion beträfen, und fand bei Gorbachev Gehör: „By the early 1980s, the publicity campaign to present China as a model began to gather steam“ (S. 50). Führende Sowjetökonomen besuchten China und werteten dessen Wachstum als Beleg, dass „market based policies worked“: „As soon as he was appointed general secretary in 1985, Gorbachev and his advisers embraced Deng's policies as a model for the Soviet Union and used China's economic takeoff to shape the Soviet debate about economic reform“ (S. 54).

Das dritte Kapitel untersucht die Optionen der sowjetischen Reformpolitik (S. 55–73). Es rückt die durch den fallenden Weltmarktpreis für Erdöl und die Anti-Alkoholkampagne angespannte Haushaltslage in den Vordergrund. Statt zu Handeln und entweder Subventionen der Konsumentenpreise oder die Mittel für Militär, Landwirtschaft und Industrie zu kürzen, habe Gorbachev darauf vertraut, seine Reformen würden Wachstum erzeugen und so die Budgetkrise überwinden. Zum Ausgleich des schnell wachsenden Defizits wurde Geld gedruckt. Die daraus resultierende Inflation verschärfte angesichts der Festpreise den Warenmangel (S. 61–65). Miller belegt mit den Protokollen des Politbüros, dass die Sowjetführung ihre Optionen kannte: Steuern erhöhen, Ausgaben kürzen oder weiter Geld drucken, „and thereby pass on the costs to the population via high prices and more shortages“ (S. 65). Gorbachev fürchtete den Unmut der Bevölkerung, wenn er seine Politik mit einer Anhebung der Preise startete. Im Politbüro schlug er immer neue Wege zur Hebung des Wachstums vor, „desperately trying to avoid forcing painful economic medicine on the Soviet people“ (S. 69). Seine Reformen folgten dem chinesischen Vorbild: Von mehr Autonomie für die Betriebe erhoffte er sich höhere Effizienz. Zur Erhöhung der Produktivität in der Landwirtschaft setzte er schließlich auf die Dekollektivierung. Und Chinas Sonderwirtschaftszonen dienten zum Vorbild bei Außenhandel und Investitionen (S. 72).

Die nächsten Kapitel betrachten diese drei zentralen Bereiche der Wirtschaftsreform jeweils in Verbindung mit der Rezeption des chinesischen Vorbilds in der Sowjetunion näher. Im vierten Kapitel geht es um die Übertragung des chinesischen Experiments mit der Betriebsautonomie (S. 74–100). Das sowjetische Betriebsgesetz vom Juni 1987 räumte den Betrieben mehr Freiheiten über ihre Produktionsentscheidungen ein: Es legte die Kontrolle in die Hände der Arbeiter, ersetzte die Staatskommandos durch staatliche Aufträge und führte das Prinzip der Selbstfinanzierung ein (S. 92–95). Das fünfte Kapitel beschreibt den Versuch, die Erfahrungen Chinas mit Sonderwirtschaftszonen auf die Sowjetunion zu übertragen (S. 101–118). Als China allerdings die ersten einrichtete, waren die Löhne dort sehr niedrig. Die sowjetischen Löhne waren dagegen vergleichsweise hoch und die Bürokratie unflexibel (S. 107–116). Schließlich geht es im sechsten Kapitel um die Agrarreform und Chinas Vorbild mit der Auflösung der Volkskommunen (S. 119–144). Gorbachev habe geglaubt, den Widerstand der Agrarbürokratie nur durch entschiedene Umstrukturierung brechen zu können.

Das siebte Kapitel behandelt die Finanzkrise und damit Gorbachevs Scheitern (S. 145–171). Das sowjetische Budgetdefizit stieg von 2 Prozent (1985) auf fast 30 Prozent (1991). Der Finanzkollaps wurde nach Miller ausgelöst durch „political decisions – and indecisions caused by political conflict“ (S. 148). Miller fasst abschließend seine Ergebnisse zusammen (S. 172–183). Der Forderung der „Rechten“, Gorbachev hätte Chinas Modell folgen sollen, hält Miller entgegen: „Gorbachev tried to implement Chinese-style reforms“ (S. 178). Das ist eine Halbwahrheit, denn bei Gorbachevs Po-

litik stand die Überzeugung im Vordergrund, Wirtschaftsreformen setzten die Demokratisierung voraus. Selbst wenn er sich bei Einzelreformen an China orientiert haben mag, unterschied sich seine Politik grundlegend. Damit führt aber auch Millers Hauptthese in die Irre: „Where the Soviet Union diverged from China, it was because powerful interest groups obstructed Gorbachev's policies“ (S. 178). Miller ist überzeugt, Gorbachev sei ein viel schwächerer Akteur gewesen, als häufig behauptet wird: „Chinese-style authoritarian politics could never have supported Soviet economic reform, because the most reactionary institutions – above all, the military – were the most opposed to the measures needed to stabilize the economy“ (S. 9). „Political paralysis produced by powerful forces who opposed economic reform was the ultimate cause of the Soviet Union's collapse“ (S. 4). Das ist eine sehr gewagte These, denn offenbar vermochte sich Gorbachev in Politikfeldern gegen heftigen Widerstand durchzusetzen, in denen er klare Vorstellungen mitbrachte, so mit der Demokratisierung und *glasnost*.

Meine Bedenken gegen Millers Interpretationen kann ich hier nur kurz andeuten: So hinterfragt Miller seine beiden zentralen Begriffe, „Marktrefor-men“ und „Interessengruppen“, nicht. Immer wieder spricht er davon, Gorbachev hätte „Marktrefor-men“ verfolgt. Was aber sind Marktrefor-men ohne Markt? Außer Zweifel steht, dass er bis 1991 nicht einen Schritt hin zur Einführung des Marktes als neuen Regulator der Wirtschaft unternommen hat. Die Außerkraftsetzung der zentralen Kontrolle und die Verleihung von Autonomie an die Betriebe bewirkten deshalb vor allem eins: Sie öffneten der bereits zuvor verbreiteten Korruption Tür und Tor. Miller ignoriert die Korruption vollständig. Paul Gregory hat dagegen argumentiert, dass gerade die Aussicht auf persönliche Bereicherung erkläre, wieso Gorbachevs Reformen bei den Funktionären auf so wenig Widerstand stießen. Und was sind „Interessengruppen“ in einer Kommandowirtschaft, die auf Monopolstrukturen aufbaut? Miller überträgt diesen für westliche Systeme brauchbaren Ansatz ohne Begründung auf die Sowjetunion und sieht dann den Hauptunterschied zu China darin, dass es dort keine „Interessengruppen“ gegeben habe! Das Konstruktionsprinzip der Kommandowirtschaft erübrigte „Interessengruppen“, weil es ohnehin auf der Förderung von Monopolisten beruhte. Millers Behauptung, bei der Inflation sei es um die Frage gegangen, wer die Kosten zu tragen habe (S. 156), zeugt deshalb eher von Unverstand: Auch die Einstellung der Subventionen für die staatlichen Monopolproduzenten hätte ja nicht die wenigen „Lobbyisten“, sondern die Masse der dort Beschäftigten durch den Verlust ihres Arbeitsplatzes getroffen. Die von Miller suggerierte Alternative „Bevölkerung“ oder „Militär-Industrie-Komplex“ gab es nicht: In jedem Fall hätte die Bevölkerung die Kosten zu tragen gehabt.

Millers Argumentation überzeugt vor allem dort, wo er, etwa im Bereich der Finanzpolitik, Gorbachevs ökonomische Inkompetenz deutlich werden lässt. Ansonsten hält er an vielen heute zumindest fraglich gewordenen Positionen der „Sowjetologie“ fest: So misst er dem Gegensatz von „Hardlinern“ und „liberalen Reformern“ zu viel Bedeutung bei und übersieht, in welchem Maße alle Sowjetführer wichtige ideologische Grundpositionen teilten, etwa das Misstrauen gegen den Handel oder den Glauben, man müsse nur auf die richtigen Kader setzen.

Millers eher positive Wertung von Gorbachevs Herangehen (S. 147, 150) vermag ich nicht zu teilen. Er unterlässt es, das Ausmaß von dessen ökonomischer Konzept- und Ratlosigkeit zu thematisieren. Vor allem erörtert er nicht, was der in den achtziger Jahren noch deutlich höher entwickelten Sowjetunion mit einer auf Großbetrieben basierenden Wirtschaftsstruktur die Orientierung an China, einem armen Entwicklungsland mit Handwerk und Kleinindustrie, bringen sollte. Nur

am Rande verweist Miller darauf, dass sich die Probleme teilweise aus dem relativen Wohlstand der Sowjetunion ergaben: Als Deng die Macht übernahm, standen die chinesischen Bauern vor dem Verhungern. Die Sowjetunion dagegen „stuck in a politically induced middle-income trap“: Die Russen führten „decent lives“, die von Wandel gefährdet wurden (S. 181–182). Ebenso wenig thematisiert Miller die Überzeugung der sowjetischen Experten, man sei gegenüber dem Entwicklungsland China im Vorteil. Die eigentliche Antwort auf Millers Frage ist, dass zur Lösung der ökonomischen Probleme der Sowjetunion „Chinese-style“ Reformen schlicht unbrauchbar waren. Sie setzten nicht nur einen weit niedrigeren Lebensstandard voraus, sondern vor allem entwicklungsfähige kleine, dezentrale Strukturen, die von einem solchen Reformansatz profitieren konnten. Millers Aussage „Tiananmen-style politics in 1990 or 1991 could not have solved the Soviet Union's problems“ (S. 10), ist sicherlich korrekt, geht aber am Kern des Problems vorbei: Die Frage müsste lauten, ob nicht eine autoritäre Wirtschaftsreform ohne Demokratisierung 1985 oder 1986 bessere Chancen gehabt hätte. Die Beantwortung bleibt ein Desiderat der weiteren Forschung.

Millers Buch sei trotz dieser Kritikpunkte sehr zur Lektüre empfohlen. Es öffnet neue Blickwinkel, die in der üblicherweise dominierenden westlichen Perspektive übersehen werden. So überrascht, dass in den drei von Miller vorgestellten Bereichen der Reform eine gewisse Anlehnung an das chinesische Vorbild naheliegt. Sehr überzeugend vermag er zu zeigen, dass Gorbačevs Finanzpolitik der Kern des Problems war. Gorbačevs Traum von einer *win-win*-Situation, „without angering any powerful group“ war, anders als Miller suggeriert, vollständig unrealistisch. Nicht Hardliner in der Partei oder „Interessengruppen“ waren das eigentliche Problem, sondern das Fehlen eines tragfähigen Konzeptes. Wir sollten aber nicht vergessen, dass auch die Ökonomen im Westen nicht darüber verfügten.

STEPHAN MERL
Bielefeld

JGO 67, 2019/3, 536–539

Laura Engelstein

Russia in Flames. War, Revolution, Civil War, 1914–1921

New York, NY: Oxford University Press, 2018. XXX, 823 S., 29 Abb., 3 Ktn. ISBN: 978-0-19-979421-8.

Die umfangreiche Synthese zur Geschichte der Russischen Revolution und zum Bürgerkrieg fasst den neuesten Forschungs- und Diskussionsstand zur Russischen Revolution zusammen. Der Vorzug der Arbeit liegt in der ausführlichen Berücksichtigung der Vorgänge in den Randgebieten des Reiches – von Finnland bis Mittelasien.

Hier können nur einige Aspekte hervorgehoben werden, die aus meiner Sicht von besonderem Interesse sind. Dies betrifft die Rolle und Wirkung von Lenin in der Partei und in der Bevölkerung, das Element der Mobilisierung und der Gewalt, die Prozesse des Zerfalls des alten Regimes und der Neugeburt des bolschewistischen Staates.

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

Der Weltkrieg wird als Katalysator für die Zerstörung des ohnehin prekären Verhältnisses zwischen Monarchie, Staat, der Zensusgesellschaft (*obščestvo*) und der Masse der Bevölkerung gesehen. Dies gilt auch für die nationalen Beziehungen zwischen den Völkern des Reiches, die spätestens seit der Revolution von 1905/06 in Bewegung geraten waren. Die Überforderung des Regimes im Krieg produzierte sowohl soziale als auch nationale Antagonismen. Letztere waren zunächst vor allem auf die Deutschen und Juden fixiert. Die militärische Führung veranlasste in den Frontgebieten und der Etappe die Deportation von Deutschen und Juden. Deutsche Exzesse wie in Kalisz bestätigten das Bild von den deutschen Barbaren, befeuerten aber auch die Vorstellung von der deutschen Übermacht oder Gewalt (*zasilie*) im Reich selbst. Dieser Aspekt wird von Engelstein weniger stark als üblich akzentuiert. Engelstein revidiert ein wenig auch das Bild von der friedlichen Februarrevolution, dies vor allem mit Verweis auf die Morde an Offizieren in der Armee und in der Baltischen Flotte wie auf die vielen Akte von Vandalismus. Diese waren zuvor schon in den Frontgebieten zu beobachten und lassen sich – *ex post* – als Symptome des Zerfalls deuten.

Engelstein bleibt zwar den Maßstäben einer Sozialgeschichte verpflichtet, aber sie akzentuiert gleichzeitig die Rolle der Persönlichkeit, d. h. der überwältigenden Wirkung Lenins in der Partei und seiner Losungen, Parolen und dann auch seiner Maßnahmen in den aktivistischen Teilen der Bevölkerung. Wie andere Autoren vor ihr betont sie die Kombination seiner ideologischen Obsessionen mit geradezu machiavellistischer Flexibilität. Seine Militanz akzeptierte keine Meinungsverschiedenheiten und eliminierte damit eine elementare Voraussetzung von Politik überhaupt (S. 199). Die Partei verstand er als Kriegsmaschine, und die Rote Armee formierte geradezu einen Gesellschaftstypus: Gesellschaft und Politik als Krieg. Der Bolschewismus habe den Prozess der Demokratisierung genutzt und zugleich untergraben (S. 169). Der Oktobercoup habe die Chance auf demokratische Entwicklungen abgeschnitten. Gleichwohl sieht sie die Bevölkerung nicht einfach als Objekt oder Opfer bolschewistischer Manipulation. „Die Bevölkerung war wütend, aggressiv und außer Kontrolle. Sie war auch fähig zur Selbstorganisation und zu Führerschaft“ („self-leadership“, S. 217). Die Gründung der Čeka und den „Roten Terror“ sieht die Verfasserin nicht als Reaktionen auf Bedrohungen, sondern als präventive („preemptive“) Maßnahmen, in denen sich das militante Politikverständnis der Bolschewiki zeigte (S. 213, 270). Der Terror sei konstitutiv für den Bolschewismus – „a way of thinking“ (S. 275). Gleichwohl verfügten die Bolschewiki gegenüber maßgeblichen Teilen der (russischen) Bevölkerung „über eine machtvolle Ideologie, die jeder Ebene der sozialen Hierarchie zugänglich war, vom kultivierten Intellektuellen bis zum letzten zerlumpten Fußsoldaten“ (S. 468).

Gleichzeitig betont Engelstein die strategischen Elemente in der bolschewistischen Politik. Gegenüber der Arbeiterschaft wie gegenüber den nationalen Bewegungen erkennt sie sehr ähnliche Strategien: Die Arbeiterbewegung wurde mobilisiert, mit den eigenen Leuten durchgesetzt, dann dominiert, um schließlich doch nur liquidiert zu werden (S. 227). Auch gegenüber den neu entstandenen Staaten verfolgten die Bolschewiki eine Strategie, die vermeintlich auf Verhandlungen setzte, mal erfolgreich wie im Falle der transkaukasischen Republiken oder Chivas und Bucharas, mal erfolglos wie im Falle Polens. Die Verhandlungen dienten aber lediglich der Vorbereitung, die Länder durch eine von außen hineingetragene Revolution und durch Subversion zu erobern (S. 503).

Bei manchen russischen Autoren dient der Begriff der *stichija*, der Elementargewalt, als zentrale Erklärung für die destruktiven Tendenzen der Revolution und des folgenden Bürgerkrieges (Vladimir Buldakov: *Krasnaja smuta. Priroda i nasledstvija revoljucionogo nasilija*. Moskva 1997).

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

Leitspruch ist hierbei nach wie vor Puškins Diktum von dem „russischen Aufruhr, schrecklich und sinnlos“. Engelstein variiert diesen Aphorismus dahingehend, dass der Aufruhr zweifellos schrecklich war, aber nicht sinnlos. Ohne expliziten Verweis auf die Literatur zur Kultur subalternen Bevölkerungsgruppen, zu ihren Wahrnehmungen und Verhaltensweisen, betont sie – wie oben angedeutet – ihre Fähigkeiten zur Selbstorganisation und zu durchaus zweckrationalem Handeln. Unter den Bedingungen von Revolution und Bürgerkrieg waren sie – wie andere Bevölkerungsgruppen auch – gewalttätig. Das Spektrum der Selbstorganisation vor allem an den Peripherien des Reiches reichte von den Kosaken- und Bauernbewegungen unter Nestor Machno und Nikifor Grigor'ev über Bauernaufstände wie die Antonovščina im Gouvernement Tambov bis zum Aufstand der Matrosen von Kronstadt und zu den Arbeiterprotesten 1919/20. Programmatisch bewegten sie sich fast alle in Vorstellungen von Sowjetdemokratie und Egalität. Dazu gehörten die Errungenschaften der Revolution, die Enteignung des Gutsbesitzes und die Entmachtung der *buržui* sowie die Sowjetdemokratie, d.h. Sowjets ohne Kommunisten. In mancher Hinsicht teilten sie mit ihren bolschewistischen Gegnern einen Führerkult in Gestalt von Atamanen oder *bat'kos*, wie er auch in bolschewisierenden Partisanengruppen zu beobachten war. Die antibolschewistischen Aufständischen unterlagen allerdings – wie die „Weißen“ – den bolschewistischen Organisations- und Mobilisierungstechniken. Engelstein betont, wie zuvor schon andere Historiker, die in bolschewistischem Zwang und Gewalt enthaltenen Elemente staatlichen Neuaufbaus. Dies geschah allerdings nach fast vollständiger Zerstörung aller Ansätze einer sich vor 1914 und kurzfristig noch einmal 1917 entfaltenden Zivilgesellschaft in den Städten (S. 631). Dazu beigetragen haben sicher auch die Selbstermächtigung und der Widerstand der subalternen Schichten in Stadt und Land und die populäre Mobilisierung gegen „Weiße“ und/oder „Rote“.

Engelstein hält durchaus die dunklen Seiten der populären Aufstandsbewegungen fest. Dies demonstriert sie vor allem an den antijüdischen Pogromen, weniger ausführlich auch an den interethnischen Konflikten in den Peripherien. Die antijüdischen Pogrome waren trotz des fast durchgängigen Antisemitismus unter den „Weißen“, aber auch unter den Rotarmisten in den seltensten Fällen „von oben“ initiiert. In den Aufständen wie in den Pogromen sieht sie den Ausdruck eines gemeinsamen populären Wertekanons, eine eigene „moral economy, even if sinister“ (S. 513). Gewalt hatte eine symbolische wie eine praktische Bedeutung. Sie zerstörte materielle und kulturelle Werte der realen oder imaginierten Mächtigen und Reichen, sie demütigte die einstigen Autoritäten oder Feinde. Sie gehorchte, so die Autorin, „dämonischen Impulsen“, demonstrierte eine schamlose karnevaleske Verkehrung der Welt und geschah zumeist unter Einfluss des Alkohols (S. 513).

Das Verdienst der Monographie liegt in der Schilderung der Vorgänge im Zentrum wie in den Peripherien. In der Phase 1917/18 stiftet die Zersplitterung der Macht einen Zusammenhang. Engelstein spricht hier aber mit Blick auf die Peripherien wohl zu Recht im Gegensatz zu Joshua A. Sanborn nicht von „Entkolonialisierung“ (Joshua A. Sanborn: *Imperial Apocalypse. The Great War and the Destruction of the Russian Empire*. New York, Oxford 2014), weil die russische Seite in Gestalt der alten Armee, der weißen Verbände oder der Roten Armee nur einen Faktor in den Konflikten bildete. Sie hebt aber auch nicht ihren Charakter als „Schütterzonen“ hervor, zerrissen in interethnischen Konflikten und zugleich Objekte rivalisierender Mächte in der Nachbarschaft. (Vgl. dazu: Omer Bartov, Eric Weitz [eds.]: *Shatterzones of Empires. Coexistence and Violence in the German, Habsburg, Russian and Ottoman Borderlands*. Bloomington, IN 2013. „Shatterzones“ dürfte dem in den zwanziger und dreißiger Jahren in Deutschland revisionistisch gemeinten Begriff der „Schüt-

terzonen“ entsprechen. Siehe dazu: Gustav Fochler-Hauke: *Zwischeneuropa als völkische und politische Schütterzone*, in: Karl Haushofer, Gustav Fochler-Hauke [Hrsg.]: *Welt in Gärung. Zeitberichte deutscher Geopolitiker*. Berlin 1937, S. 20–39.) Die Konflikte im russischen Zentrum stehen mithin gleichwertig neben denen in den Peripherien. Hier, so scheint mir, hätte der Rückgriff auf Krishan Kumars Konzept vom „imperialen Volk“ oder der „imperialen Nation“ (Krishan Kumar: *Visions of Empire. How Five Imperial Regimes Shaped the World*. Princeton 2017, hier S. 235–236; Alexander Semyonov: *How Five Empires Shaped the World and How this Process Shaped those Empires*, in: *Ab Imperio* 2017, 4, S. 27–51) helfen können, das Verhältnis zwischen russischem Zentrum und multinationalen Peripherien stärker zu strukturieren. Nicht ganz zufällig war es der russische Teil in Gestalt zunächst der alten dominant russischen Armee, welche nolens volens die Dekomposition des Reiches vorantrieb. Es war die ebenfalls dominant russische Rote Armee, welche unter Anleitung der neuen russischen Eliten (allerdings mit starken Beimischungen vor allem von Juden, aber auch von Letten, Polen, Georgiern und Armeniern), die Rezentralisierung der Macht erkämpfte und dabei maßgeblich die Unterwerfung der Peripherien betrieb. Der „internationalistische“ Appell der Bolschewiki sorgte dafür, dass Minderheiten in den nicht-russischen Ethnien sich für die bolschewistische Sache mobilisieren und oft genug instrumentalisieren ließen. Wie sich schon sehr früh im Bürgerkrieg zeigte, blieb das nun revolutionär gewendete russische Element dominant. Besonders krass zeigte sich die Funktion der Russen als „imperiale Nation“ 1916 und dann wieder seit 1917/18 in Mittelasien, wo der russisch-(ostslavische) Bevölkerungsteil, ob nationalistisch-kolonialistisch oder bolschewistisch, sich unzweideutig als imperial aufführte.

DIETRICH BEYRAU
Tübingen

JGO 67, 2019/3, 539–541

Martin Jung

In Freiheit. Die Auseinandersetzung mit Zeitgeschichte in Rumänien (1989 bis 2009)

Berlin: Frank & Timme, 2016. 510 S. = Forum: Rumänien, 32. ISBN: 978-3-7329-0258-3.

Wenige Monate nach der Entmachtung von Nicolae und Elena Ceaușescu im Februar 1990 stürzte man die monumentale Lenin-Statue vor dem Bukarester „Haus des Funkens“ (*Casa Scânteii*), dem Haus der Presse (heute: *Casa Presei Libere*, „Haus der Freien Presse“), in dem das vormalige Zentralorgan der rumänischen kommunistischen Partei „Der Funken“ herausgegeben wurde. Nur der Sockel blieb stehen (S. 52). Schon die Beschreibung dieser spezifischen Denkmalsituation in der Hauptstadt deutet symptomatisch auf den ambivalenten Umgang mit der (eigenen) Vergangenheit durch die rumänische Gesellschaft hin. Martin Jung, der Autor der hier besprochenen Dissertation, war seit 2009 am Graduiertenkolleg „Kulturelle Orientierungen und Gesellschaftliche Ordnungsstrukturen in Südosteuropa“ an der Friedrich-Schiller Universität in Jena im Fachbereich Politikwissenschaften tätig. 2015 konnte er seine Studien abschließen und legt sie nunmehr in leicht

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

überarbeiteter Form als Band 32 der Schriftenreihe „Forum: Rumänien“ der Öffentlichkeit vor. Die Reihe, die sich seit 2009 vorwiegend kulturwissenschaftlichen Themen aus dem heutigen Rumänien widmet, ist mittlerweile bereits auf 37 Monographien angewachsen. Sie hat sich zu einem wichtigen Ort der Diskussion u. a. über den Stand der Geschichtswissenschaften sowie unterschiedlicher Aspekte in der rumänischen Gesellschaft im deutschsprachigen Raum entwickelt.

In Rumänien war der Übergang von einem diktatorisch verfassten Staatswesen zu demokratischen Strukturen im Zug des europäischen Aufbruchs zwischen 1989 und 1991 von Gewalt geprägt. Hatte diese Transition in den anderen Ländern des vormaligen Warschauer Paktes, respektive des ‚Ostblocks‘ (die Sowjetunion sei hier aus mehreren Gründen ausgenommen) weitgehend friedlich stattgefunden, und bauten die dortigen Ereignisse rund um die Wende auf Traditionen von Dissidententum sowie Gesprächen ‚am Runden Tisch‘ im Vorfeld auf, so stellte sich in Rumänien die Situation gänzlich anders dar. Das nahm der Autor der vorliegenden Monographie zum Anlass, um die lange, vielfach nur oberflächlich oder in Einzelaspekten diskutierte Periode des Wandels in der rumänischen Gesellschaft anhand ihrer internen Auseinandersetzung mit der eigenen Zeitgeschichte über 20 Jahre hinweg zu analysieren.

Um die Deutungsmuster der Vergangenheit in der rumänischen Gesellschaft sichtbar werden zu lassen, aber auch um ihre Traditionen ebenso wie den Wandel greifbar zu machen, zieht Martin Jung als Quellen vorwiegend Denkmäler, Monumente, Schul- und Lehrbücher sowie die Ausstellungslandschaft der Museen während dieser Periode für seine Arbeit heran. Zudem versucht Jung, den Vergangenheitsdiskurs in der Öffentlichkeit über die Äußerungen und Beiträge von bekannten Schriftstellern (etwa Norman Manea), die Gründung, die Funktion und den Alltag von Institutionen (Nationalinstitut für das Studium des Totalitarismus; Gedenkstätte in Sighet etc.), die Arbeit von Kommissionen zur Geschichte und politische Kommentare abzugreifen. In Bezug auf den Denkmalstreit in Cluj/Klausenburg hat diese Herangehensweise bereits Margit Feischmidt in ihrer Arbeit *Ethnizität als Konstruktion und Erfahrung* (Münster 2003) erfolgreich angewandt.

Der Aufbau der Studie von Jung orientiert sich weitgehend an der Chronologie. Sie ist in zehn Kapitel gegliedert. Zwischenresümeees, die allerdings nicht konsequent jedes dieser Kapitel beschließen, erleichtern zwar die Orientierung in der detailreichen Darstellung und eingehenden Analyse, können aber den grundsätzlichen methodischen Mangel, der sich durch den gewählten chronologischen Aufbau ergibt, nicht ganz ausgleichen. So werden Aspekte der öffentlichen Diskussion von unterschiedlichen Perspektiven und auf Basis jeweils anderer Quellen mehrfach angeschnitten und wiederholt, was zum Teil zu retardierenden Aussagen im Text führt und die Lesbarkeit etwas einschränkt. Handwerklich ist es auch zu bedauern, dass Personen- und Ortsindex fehlen, die andere Monographien der Reihe wohl aufweisen. Ebenfalls wären zumindest kurze biographische Angaben zu zentralen Akteuren hilfreich gewesen. Vielfach hätten außerdem, parallel zu den Beschreibungen von Denkmälern, Gebäuden etc., kommentierte Abbildungen (ausgenommen die Photographie auf S. 370 und die zwei Skizzen auf S. 100 und 146) geholfen, den Text aufzulockern und die insgesamt spannenden Ergebnisse wie Aussagen anschaulicher zu gestalten.

Zusammenfassend gesehen liefert die Dissertation aus inhaltlicher Perspektive, ungeachtet der kleineren Unebenheiten im Aufbau und in der Methodik, einen bislang im deutschen Sprachraum in dieser konzentrierten Form nicht vorliegenden dringend nötigen Überblick zu diesem Abschnitt rumänischer Geschichte bzw. zum Umgang der rumänischen Gesellschaft mit ihrer Vergangenheit. Einerseits sind dabei das Gedenken an die jüdischen Opfer in Rumänien während des Holocaust

sowie deren grundsätzliche staatliche Anerkennung zentral. Demgegenüber findet sich andererseits die über Jahre hinweg kritiklos in der Öffentlichkeit stattfindende Ehrung von General Ion Antonescu. Beide, scheinbar belanglos nebeneinander existierenden gesellschaftlichen Werthaltungen (S. 193) sind bezeichnend für diese Situation während der ersten zwei Dezennien seit der Wende von 1989. Der Kommunismus hingegen wird in diesem Milieu im gleichen Atemzug gerne als Fremdherrschaft umgedeutet, als eine Ideologie, die an sich dem ‚Rumänischen‘ fremd sei (S. 428 und 434). Eingeständnis und kritische Reflexion des 20. Jahrhunderts sind innerhalb der rumänischen Gesellschaft weitgehend marginal vorhanden. Geschichtsbilder widersprechen sich zum Teil, und Narrative aus unterschiedlichen Epochen halten sich hartnäckig bzw. werden von maßgeblichen Institutionen wie der Regierung oder der Rumänischen Akademie der Wissenschaften wenn schon nicht aktiv befeuert, dann zumindest geduldet oder weitergetragen. Daraus resultiert eine konstante Spannung des Ungelösten, Verdrängten, denn erst das „Zugeben des Irrtums“ – so der Schriftsteller Norman Manea – „besiegelt die Trennung vom Irrtum“ (zit. nach Jung, S. 217). Trotz dieses schwierigen Befundes konstatiert der Autor in seinem Ausblick in der Summe eine wenngleich langwierige, über die Wirkungen von NATO- und EU-Beitritt zunächst außengesteuerte, aber positive Wende auf diesem Feld, die sich durch den laufenden Generationenwechsel allmählich auch in der Gesellschaft selbst durchzusetzen beginnt. Schließlich – so Martin Jung – war es doch die Freiheit, derer sich die Rumänen nach 1989 bemächtigten.

KURT SCHARR

Innsbruck

Außerdem wurden auf recensio.net Besprechungen in rein elektronischer Form als jgo.e-reviews 2019, 1 zu folgenden Büchern veröffentlicht:

Al'fred Ajsfel'd [Alfred Eisfeld]: Istorija i kul'tura nemcev Kazachstana – Geschichte und Kultur der Deutschen in Kasachstan. (DETLEF BRANDES)

Eva-Maria Auch: Deutsche im multikulturellen Umfeld Südkaukasiens. (STÉPHANE VOELL)

Dmitrij D. Beljaev, Timofej V. Gimon: Drevnejšie gosudarstva Vostočnoj Evropy. 2013 god:

Zaroždenie istoriopisanija v obščestvach Drevnosti i Srednevekov'ja. (HANS HECKER)

Vladimir B. Bezgin: Povsednevnyj mir ruskoj krest'janki perioda pozdnej imperii. (TAT'JANA VORONINA)

Dieter Bingen, Hans-Jürgen Bömelburg, Andrzej Klamt: Die Deutschen und die Polen. Geschichte einer Nachbarschaft. (HEIDI HEIN-KIRCHER)

Katrin Boeckh, Sabine Rutar: The Wars of Yesterday. The Balkan Wars and the Emergence of Modern Military Conflict, 1912–13. (ADAMANTIOS THEODOR SKORDOS)

Johann Böhm: Einfluss des Nationalsozialismus auf die Presse der deutschen Volksgruppen in Rumänien, Ungarn und Jugoslawien. Zeitungsstrukturen und politische Schwerpunktsetzungen. (SERGEJ V. KRETININ)

Daniel Bunčić, Sandra L. Lippert, Achim Rabus: Biscrptality. A sociolinguistic typology. (CAROLINE SCHUBERT)

Marianna Butenschön: Die Hessin auf dem Zarenthron. Maria, Kaiserin von Russland. (DITTMAR DAHLMANN)

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

- Lorenz Erren: Musik am russischen Hof. Vor, während und nach Peter dem Großen (1650–1750). (DAVID KHUNCHUKASHVILI)
- Svetlana M. Fal'kovič: Mež dvuch vosstanij. Korolevstvo Pol'skoe i Rossija v 30-50-e gody XIX v. (LJUBOV' ŽVANKO)
- Tomáš Glanc, Christian Voß: Konzepte des Slawischen. (MATTHIAS E. CICHON)
- Irene Götz, Klaus Roth, Marketa Spiritova: Neuer Nationalismus im östlichen Europa. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. (JANA BÜRGERS)
- Elisabeth Gruber, Christina Lutter, Oliver Jens Schmitt: Kulturgeschichte der Überlieferung im Mittelalter. Quellen und Methoden zur Geschichte Mittel- und Südosteuropas. (RAOUL ZÜHLKE)
- Kadri-Rutt Hahn, Matthias Thumser, Eberhard Winkler: Estnisches Mittelalter. Sprache – Gesellschaft – Kirche. (KERTTU PALGINÖMM)
- Marc Junge, Bernd Bonwetsch: Bolschewistische Ordnung in Georgien. Der Große Terror in einer kleinen kaukasischen Republik. (EVA-MARIA AUCH)
- Claudia Kemper: Gespannte Verhältnisse. Frieden und Protest in Europa während der 1970er und 1980er Jahre. (GERHARD WETTIG)
- Dušan Kováč, Miloš Řezník, Martin Schulze Wessel: Erinnern – Ausstellen – Speichern. Deutsch-tschechische und deutsch-slowakische Beziehungsgeschichte im Museum. (MARTIN MUNKE)
- Gordana Ilić Marković: Veliki rat – Der große Krieg. Der Erste Weltkrieg im Spiegel der serbischen Literatur und Presse. (JEREMIAS D. SCHMIDT)
- Vladislav D. Nazarov: Predstavitel'nye instituty v Rossii v kontekste evropejskoj istorii XV – seređina XVII v. (DAVID GOLDFRANK)
- Oleg A. Nikonov: Politika Rossijskoj Imperii na Srednem Vostoke vo vtoroj polovine XIX v. Monografija. (WOLFGANG MUELLER)
- Nikolaj V. Salonikov: Nemeckie kolonii Novgorodskoj gubernii v pervoe desjatiletie sovetsoj vlasti (1918–1927 gg.). (KRISTINA KÜNTZEL-WITT)
- Anti Selart, Matthias Thumser: Livland – eine Region am Ende der Welt? Livonia – a Region at the End of the World? (MICHAEL GARLEFF)
- Vladimir I. Šiškin: Sovet ministrov Rossijskogo pravitel'stva. Žurnaly zasedanii (18 nojabrja 1918 g. – 3 janvarja 1920 g.). Sbornik dokumentov v dvuch tomach. (PETER KAISER)
- Natalija N. Stupnikova: Formirovanie publično-pravovyh institutov v period stanovlenija gosudarstva Drevnej Rusi. Teorija i istorija gosudarstva i prava. (JUKKA KORPELA)
- Djula Svak [Gyula Szvák]: Al'ternativy, perelomnye punkty i smeny režima v istorii Rossii. Alternatives, Turning Points and Regime Changes in Russian History and Culture. (DANIEL SCHLAFLY)
- Tamara N. Tacenko: Nemeckie territorial'nye gosudarstva XVI v. v dokumentach Naučno-istoričeskogo archiva Sankt-Peterburgskogo instituta istorii RAN. Issledovanija i materialy. (INGE AUERBACH)
- Barbara Törnquist-Plewa: Whose Memory? Which Future? Remembering Ethnic Cleansing and Lost Cultural Diversity in Eastern, Central and Southeastern Europe. (IMKE HANSEN)
- Andrej Zaostrovcev: O razvitii i otstalosti. Kak ékonomisty ob'jasnjajut istoriju? (OLAF MERTELSMANN)